

Jack Ma, Trumps Pläne, Éric Zemmour, Léa Miggiano, Bill Cosby

Nummer 27 – 8. Juli 2021 – 89. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Katzen, das fellige Medikament

Es gibt keine bessere Droge.

Veronika Straass

«Frauen sind Freiwild»

Prof. Dr. Albert A. Stahel über junge Afghanen in Europa. *Urs Gehrig*

Meghan, die falsche Diana

Wie sich die US-Schauspielerin eine britische Ikone aneignet.

Julie Burchill

Mythos Ventoux
Kurt Steinmann
über den Leidsberg
der Tour de France

4 197707 006904 27

Flussduett auf Rhein und Mosel



MS Thurgau Ultra ☀️☀️☀️☀️☀️+ Basel–Speyer–Cochem–Rüdesheim–Basel

6 Tage ab
CHF 740* p.P.

1. Tag Basel

Individuelle Anreise nach Basel. Einschiffung und um 16.00 Uhr heisst es «Leinen los!».

2. Tag Speyer

Gemütliche Schifffahrt entlang des Rheins. Geniessen Sie die Annehmlichkeiten an Bord. Ausflug⁽¹⁾ «Pfälzische Weine» mit Degustation lokaler Weine oder erkunden Sie die Domstadt Speyer auf eigene Faust. Weiterfahrt nach Cochem.

3. Tag Cochem–Alken

Ankunft am Nachmittag in Cochem und Rundgang⁽¹⁾ durch das historisch bedeutsame und direkt an der romantischen Flussschleife im Moseltal gelegene Städtchen und Besuch der Reichsburg. Fahrt auf der Mosel nach Alken und Ankunft am späten Abend.

4. Tag Rüdesheim

Lauschen Sie während der Schifffahrt entlang des «Romanischen Rheins» den Ausführungen eines Einheimischen über die einzigartige Kulturlandschaft. Am Nachmittag Ausflug⁽¹⁾ zum Niederwalddenkmal in Rüdesheim. Weiterfahrt während des Abendessens.

5. Tag Baden-Baden

Ab Plittersdorf Bustransfer⁽¹⁾ nach Baden-Baden. Freie Zeit in der Kunststadt, welche Sie begeistern wird. Wiedereinschiffung der Ausflugs Gäste in Kehl, wo das Schiff bereits wartet. Die letzte Etappe zurück nach Basel beginnt.

6. Tag Basel

Ausschiffung nach dem Frühstück und individuelle Heimreise.



Cochem

Abreisdaten 2021

Es het solangs het Rabatt

15.08.	300	30.08.	300	14.10.	350
20.08.	300	19.09.	300 ⁽⁸⁾	19.10.	350
25.08.	300	24.09.	300 ⁽⁸⁾	24.10.	350

⁽⁸⁾ Zusatzpaket Wander-Special

Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt mit Vollpension an Bord
- Thurgau Travel Kreuzfahrtleitung
- Audio-Set bei allen Ausflügen

Nicht inbegriffen: An-/Rückreise zum/vom Schiff, Versicherungen, Ausflüge, Getränke, Trinkgelder (Empfehlung € 5–7 p.P./Tag), Auftragspauschale CHF 35 pro Rechnung (entfällt bei Buchung über www.thurgautravel.ch)

Preise pro Person in CHF (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Hauptdeck	1090
Mini Suite Hauptdeck ⁽⁵⁾	1290
Junior Suite Mitteldeck, franz. Balkon	1490
Junior Suite Oberdeck, franz. Balkon	1590
Deluxe Suite Mitteldeck, franz. Balkon ⁽⁵⁾	1790
Deluxe Suite Oberdeck, franz. Balkon ⁽⁵⁾	1890
Queen Suite (ca. 30 m ²) OD, Privatbalkon ⁽⁵⁾	2090
Zuschlag Alleinbenutzung HD/ Junior Suite OD	0
Ausflugspaket «Standard» (4 Ausflüge)	160
Annulations-/Extrarückreiseversicherung	54

⁽⁵⁾ Nicht zur Alleinbenutzung möglich



MS Thurgau Ultra*****

Geniesser-Reise «Spätsommer in den Reben»

6 Tage ab
CHF 990* p.P.



Highlights

- ✦ Alle Ausflüge inbegriffen
- ✦ Ausflug in den Schwarzwald
- ✦ Weinprobe im Klostergut Ebernach
- ✦ Getränkepaket inkl. Prosecco

Abreisdaten 2021

04.09./09.09./14.09./29.09./04.10./09.10.

Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt mit Vollpension an Bord
- Getränkepaket (Wasser, Softdrinks, Hauswein, Bier und Prosecco)
- Alle Ausflüge gemäss Ausschreibung (s. Internet)
- Thurgau Travel Kreuzfahrtleitung

Zusatzpaket Wander-Special

- ✦ Wanderungen in Kleingruppen
- ✦ Versorgung an der «Vital-Ecke»
- ✦ Reizvolles Moseltal

2. Tag Speyer (Wanderzeit ca. 2 Stunden)

Wanderung «Pfälzerwald» – von der Limburg zur Hardenburg

3. Tag Cochem–Alken (Wanderzeit ca. 2.5 Stunden)

Wanderung Cochem «Auf einsamen Wegen zur Hubertushöhe»

4. Tag Rüdesheim (Wanderzeit ca. 2 Stunden)

Wanderung «aussichtsreiches Rüdesheim»

5. Tag Baden-Baden (Wanderzeit ca. 1.5 Stunden)

Wanderung Baden-Baden «auf den Merkur»

Abreisdaten 2021

19.09.	300
24.09.	300

Unsere Leistungen

- Wanderungen gemäss Ausschreibung
- Fachkundige regionale Wander-Reiseleiter
- Versorgung an der «Vital-Ecke» mit Wasser, Tee und Snacks für die Wanderungen

Preise pro Person in CHF

Zusatzpaket Wander-Special	230
----------------------------	-----



Wander-Special

⁽¹⁾ Im Ausflugspaket «Standard» enthalten, vorab buchbar | Programmänderungen vorbehalten | *Günstigste Kategorie, Rabatt bereits abgezogen | Weitere Themenreisen online



Informationen oder buchen

www.thurgautravel.ch

Gratis-Nr. 0800 626 550

Amriswilerstrasse 12, 8570 Weinfelden
Tel. 071 552 40 00, info@thurgautravel.ch

Thurgau Travel ✨

Pionier für weltweite Flusskreuzfahrten

Afghanen in Europa

Schreckliche Verbrechen erschüttern die Europäische Union. In Österreich wurde ein dreizehnjähriges Mädchen betäubt, vergewaltigt und umgebracht. Die Täter warfen die Leiche weg wie Abfall. Man fand sie, angelehnt an einen Baum, in Wien. Unter Verdacht stehen vier Afghanen, Asylbewerber, zum Teil mehrfach vorbestraft, längst abgewiesen, aber nie ausgeschafft.

In Würzburg tötete ein Somalier, «Allahu akbar» rufend, mit einem Messer vier Frauen. Der Asylbewerber war bereits vorher mehrmals straffällig geworden. Sein Asylgesuch hatte man abgelehnt. Aber der Staat, der es immerhin schafft, die Opposition nachrichtendienstlich zu beschatten, war nicht in der Lage, den Delinquenten ausser Landes zu schaffen.

Es ging fast etwas unter, dass uns auch aus Schweden beunruhigende Nachrichten erreichen. Dort habe die migrationsgetriebene Bandenkriminalität, melden Zeitungen, Vulkanausbrüche der Gewalt bewirkt. Jüngstes Opfer ist ein Polizist, der von einem fünfzehnjährigen Gang-Mitglied, Asylbewerber, in Göteborg erschossen wurde.

Gehen wir gleich ins Grundsätzliche. Was auffällt, ist die Unfähigkeit, die absolut nicht vorhandene Bereitschaft der Medien und der Politik, beim Thema Asyl die Wirklichkeit zu sehen. Die Wirklichkeit ist, dass im Zuge der «Willkommenskultur» von 2015 Tausende, ja Hunderttausende von Menschen nach Europa gekommen sind, die nicht hierhergehören, die nicht in unsere Kultur hineinpassen.

Das ist kein Vorwurf an die Migranten. Es ist ein Vorwurf an die Politik. Regierungen haben die Grenzen geöffnet. Politiker trompeteten die wildesten Versprechungen in die Welt hinaus. Man berauschte, beduselte sich an der eigenen Grossherzigkeit, die dann allerdings andere bezahlen mussten, einige davon – wie die dreizehnjährige Leonie oder die Würzburger Frauen – mit ihrem Leben.

Wer den allgemeinen Taumel hinterfragte, sah sich bald als Wüstling, als Unmensch angeprangert. Die massive Verteufelung von Ungarns Ministerpräsidenten Viktor Orbán begann, als dieser Kanzlerin Merkel offenen Widerstand entgegensetzte. Grösser als das Versagen der Politiker war nur das Versagen der Medien, die jeden Kritiker zum «Nazi» stempelten, um ja keine Debatte zuzulassen.

Natürlich sahen viele, dass das von der Politik so arrogant und eigennützig gestartete Experiment einer künstlichen Völkerumschichtung nie gelingen würde. Man braucht keinen

Die Medien müssen endlich aufhören, jeden Kritiker der heutigen Asylpraxis als neuen Hitler anzuschwärzen.

Dokortitel, um das zu verstehen. Afghanen, Somalier, Syrer oder Nigerianer bringen ganz andere Werte und Prägungen mit. Holt man hundert, spielt das keine Rolle. Aber holt man Hunderttausende, gibt es Probleme.

Die Grenzöffner und Migrationsbegeisterten haben diese kulturellen Unterschiede, haben die Menschen aus diesen Ländern nie richtig ernst genommen. Sie haben sich blenden lassen von ihrer eigenen United-Colors-die-Welt-ist-eine-grosse-Lichterkerne-Ideologie. Es ist immer das Gleiche. Am gefährlichsten ist der Mensch, wenn er mit aller Gewalt das Gute zu verwirklichen glaubt.

Gewiss sind im konkreten Fall die Täter schuld. Aber die Verantwortung tragen die Politiker. Sie sind die Anstifter. Sie haben die Grenzen geöffnet für Leute, die sich hier nicht zurechtfinden, die abstürzen, deshalb frustriert sind, aus Ländern stammen, in denen Frauen nicht Bikinis tragen, sondern Burkas. Man kann Kulturen nicht mixen wie Drinks. Der Cocktail wird schnell giftig, explosiv.

Niemals hätten sie kommen dürfen, aber jetzt sind sie da. Was ist zu tun? Dänemark macht es vor: Die sozialdemokratische Regierung hat die Asylaufnahme gestoppt. Solange der Ist-Zustand nicht bewältigt ist, lässt man keinen mehr rein. Ebenso wichtig: konsequent ausschaffen. Straffällige Asylbewerber müssen ausgewiesen werden, ohne Wenn und Aber.

Das ist leichter gesagt als getan. Ums Asylwesen hat sich eine mächtige Industrie gebildet. Viele profitieren und verdienen an der Migration, nicht nur Schlepper, auch Politiker, Staatsangestellte, Übersetzer, NGOs und vor allem: Anwälte. Oft blockiert sich der Rechtsstaat selbst. Ausschaffungen werden hinausgezögert, Gerichte, auch internationale, verhindern den Vollzug der Gesetze.

Erschwerend kommt hinzu: Viele Drittländer sind noch so froh, wenn sie den Überschuss an jungen Männern an Europa loswerden. Die Migranten schicken viel Geld nach Hause. Auch hält sich das Interesse an kriminellen Heimkehrern in Grenzen. Es ist nicht nur vorgeschoben, wenn Politiker klagen, beim Thema Asyl seien ihnen die Hände gebunden.

Aber es ist keine Ausrede. Die Justiz lässt sich mit Reformen deblockieren. Kanzler und Präsidenten sollten weniger Hardliner-Reden halten, dafür mehr Anträge vor die Parlamente bringen. Staaten, die ihre Asylmigranten nicht zurücknehmen, kann man die Entwicklungshilfe streichen. Die Schweiz zahlte Nigeria seinerzeit Schmiergeld, um Rückschaffungen durchzusetzen.

Neue Asylgesetze oder deren Abschaffung braucht es nicht. Die humanitäre Tradition soll bleiben. Aber die Medien müssen endlich aufhören, jeden Kritiker der heutigen Asylpraxis als neuen Hitler anzuschwärzen. Leute, die über Asylmissstände reden, sind keine Verbrecher, sondern gute Menschen. Sie helfen mit, das Asyl zu retten, das an seinem politisch gewollten Missbrauch sonst zugrunde geht. R. K.

Junge Afghanen in Europa, Léa Miggiano, Eric Zemmour, Mythos Mont Ventoux, Rolf Sachs, Peter Rüedi

Der Mord an einem dreizehnjährigen Mädchen in Wien, dessen Leiche wie menschlicher Müll mitten in der Donaustadt entsorgt wurde, wühlt die Gemüter auf. Der Tat verdächtigt werden vier Afghanen. Seit Jahren suchen viele minderjährige Afghanen Asyl in Europa. Im Vergleich mit anderen Asylanten sind sie überdurchschnittlich gewalttätig. Wenn ein junger Afghane hierherkomme, «treffen zwei grundverschiedene Welten aufeinander», sagt Afghanistan-Kenner Albert A. Stahel. Für Afghanen sei die westliche Frau «Freiwild, über das man verfügen und das man missbrauchen kann». Macho-Gesellschaft, mangelnde Bildung und archaische Gewaltkultur würden die Integration von Afghanen massiv erschweren, so der ehemalige Strategie-Dozent. Eine Rückführung abgewiesener Asylsuchender in die meisten Teile Afghanistans beurteilt er trotz Wiedererstarken der Taliban als verantwortbar. **Seite 20**

In der spannungsgeladenen Luft des EM-Viertelfinals gegen Spanien entlud sich während der Halbzeitpause ein Werbegewitter der besonderen Art: Zur teuersten Sendezeit stellte die Firmengründerin Léa Miggiano, 25, ihr Unternehmen Carvolution vor. Wer so kühn die grossen Scheinwerfer sucht, der hat etwas zu erzählen: Die *Weltwoche* traf Léa Miggiano umgehend zum Gespräch. Dabei kam eine brillante junge Unternehmerin zum Vorschein mit einem cleveren Geschäftsmodell, das ihre Investoren überzeugte: das Auto im Monats-Abo. **Seite 28**



Cleveres Geschäftsmodell:
Unternehmerin Miggiano.

Nach der Schlappe von Emmanuel Macron und Marine Le Pen bei den französischen Regionalwahlen taucht ein neuer Hoffnungsträger am Horizont auf: Eric Zemmour, Frankreichs meistgehasster und einflussreichster Journalist. Mit seiner täglichen TV-Sendung zur besten Sendezeit erfreut er sich besonders bei Jugendlichen erstaunlicher Popularität. Kern seines Programms: Frankreich gegen die Besatzung durch den Islam zu verteidigen. Jürg Altwegg stellt den Mann vor, dem viele zutrauen, dass er Macron aus dem Präsidentenpalast vertreiben könnte. **Seite 32**

Der Mont Ventoux gehört zu den legendären Gipfeln der Tour de France. In der gestrigen

11. Etappe mussten ihn die Fahrer gleich zweimal und von zwei Seiten her bezwingen. Aber der «Riese der Provence» ist noch aus einem anderen Grund ein denkwürdiger Berg: Kurt Steinmann erinnert in seinem Beitrag an Francesco Petrarca's Schilderung «Die Besteigung des Mont Ventoux» (1336), ein Schlüsseldokument an der Schwelle vom Mittelalter zur Neuzeit. **Seite 56**

«Alle Wege führen nach Rom», sagt man. Der beste davon ist wohl der, den einem eine frische Liebe weist. Im Fall von Rolf Sachs, dem Schweizer Künstler und Erben mit Zweitwohnsitz in St. Moritz, ist es die neue Partnerin Mafalda von Hessen, eine deutsche Prinzessin, die schon ihr ganzes Erwachsenenleben in der italienischen Hauptstadt verbracht hat. Sie lebt in einem Palast mit Namen Villa Polissena und hat einen Wikipedia-Eintrag. Sachs hat ihretwegen London verlassen. Wir haben ihn in seinem neuen Zuhause besucht, auch im neuen Studio – denn der 65-Jährige hat künstlerisch grosse Pläne. **Seite 72**

Aus gesundheitlichen Gründen muss unser Jazz- und Weinkolumnist Peter Rüedi für einige Wochen pausieren. Wir wünschen ihm von Herzen baldige Genesung. Bis zu seiner Rückkehr übernimmt Steff Rohrbach die Jazzkolumne. Rohrbach schrieb 2015 mit Peter Rüedi das Buch «Musiktraumzimmer» zum neuen Jazzcampus der Musik-Akademie Basel, für den er seither arbeitet. Die Weinkolumne übernimmt der bekannte Weinautor Martin Kilchmann.

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'611'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.erlenkönig.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soley-birchwil.ch



3 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'750.- p/Mt., NK 190.-, Bezug nach Verein.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'341'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.glattwies.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8119 **Befthausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis 1'955'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch

Sorry, es sind leider alle Wohnungen reserviert!



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'007'300.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'136'000.-, Bezug auf Anfrage
www.vistacasa.ch



5 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'299'200.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ Zi. Eigentumswohnung
8475 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis CHF 971'000.-, Bezug auf Anfrage
www.birch-seuzach.ch

Sorry, es sind leider alle Wohnungen reserviert!



7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'521'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.nidolino-ottenbach.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach/ZH**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8104 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

«Denkmalpflege Winterthur verhindert eine zonenkonforme Überbauung»



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8484 **Weislingen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'577'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.paradislig.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8103 **Unteringstringen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'873'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch

Sorry, es sind leider alle Einheiten reserviert!



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. DEFH
8127 **Aesch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
8495 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis CHF 675'400.-, Bezug nach Vereinbarung
www.ammuelibach.ch

Sorry, es sind leider alle Wohnungen verkauft!



7 ½ Zi. Einfamilienhäuser inkl. Parkierung
8460 **Märthlen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'090'000.- zzgl. Parkierung, Bezug auf Anfrage
www.calmacasa.ch



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis CHF 1'071'000.-, Bezug auf Anfrage
www.solevista.ch



3 ½ Zi. Gartenwohnung
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis CHF 1'363'000.-, Bezug Frühling 2022
www.leuberg.ch



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef 👍
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Alle Objekte im Überblick:

www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner



Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden Immobilienmessen teil:



SVIT Immobilien-Messe in Zürich
1. - 3. Oktober 2021, Lake Side Zürich

Stand Juni 2021



VIP-Arrangement: «Giardino Ascona» Appetit auf Dolce Vita

Das Fünf-Sterne-Designhotel «Giardino Ascona» am Lago Maggiore ist der perfekte Ort, um den Heisshunger nach dem süssen Nichtstun zu stillen. Nach einem Umbau im Winter 2020 erstrahlt das Fünf-Sterne-Haus in völlig neuem Glanz.

Ganz im Süden der Schweiz geniessen Sie im «Giardino Ascona» die schönsten Seiten des Lebens. Das Anwesen im toskanischen Stil, der prachtvolle Garten mit dem Seerosenteich, zahlreiche Lounges und Terrassen, drei Restaurants und ein Spa – das ist das Rezept für einen unvergesslichen Aufenthalt. Inmitten der Tessiner Natur geniessen Sie Ihren Aufenthalt mit sämtlichen Sinnen. Nichtstun ist keine Pflicht – Sie allein bestimmen, was für Sie Erholung ist.

Die grosszügigen Zimmer sind hell und stilvoll eingerichtet. Edle Materialien, natürliche Hölzer und kühle Stoffe machen die Räume zu Oasen der Entspannung. Haben Sie Lust auf lokale und saisonale Küche? Dann erwarten Sie mediterrane Köstlichkeiten im «Hide & Seek» (ausgezeichnet mit 15 Gault-Millau-Punkten). Und mit dem «Ecco» (ausgezeichnet mit 2 Michelin-Sternen und 18 Gault-Millau-Punkten) beherbergt das «Giardino Ascona» zudem das beste Restaurant weit und breit.

Gönnen Sie sich eine Auszeit für Körper und Geist. Massagen, Kosmetik, Fitness, Pool oder Sauna – im «dipiù»-Spa finden Sie alles, was Ihr Wohlbefinden steigert. Hier können Sie einfach die Welt um sich herum vergessen und endlich neue Energien tanken.



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Leserangebot Hotel «Giardino Ascona»

Leistungen:

- 2 Übernachtungen im DZ «Morgensonne»
- Upgrade DZ «Süd» (nach Verfügbarkeit)
- Willkommensgetränk und VIP Amenity
- Reichhaltiges Frühstücksbuffet
- 1 Dinner (3-Gang) im «Hide & Seek»
- Eintritt in den «dipiù»-Spa
- 10 % Rabatt auf Spa-Behandlungen (exkl. Ayurveda-Therapien)
- City- und Mountainbikes zur Verfügung
- Transfer zwischen Bahnhof und Hotel
- Ticino-Ticket

Spezialpreise

(pro Nacht für 2 Personen im DZ):

Sonntag bis Donnerstag: Fr. 575.– pro Nacht (statt Fr. 825.–)

Freitag und Samstag: Fr. 675.– pro Nacht (statt Fr. 935.–)

Buchung:

Gültig ab 2 Übernachtungen vom 26. März bis 30. Oktober 2021 (ausgenommen 1.–4. April, 13.–15. Mai, 21.–23. Mai, 3.–5. Juni sowie zwischen 2. Juli und 22. August).

Das Kontingent ist limitiert. Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Tel. 0800 333 313 oder per E-Mail an: reservation@giardino.ch Bitte Kennwort «Weltwoche» angeben.

Veranstalter:

Giardino Group AG, Zürich
www.giardinohotels.ch/ascona



Therapeutische Stubentiger. Seite 14



Afghanische Gefahr. Seite 20



Meghans Wellness-Zirkus. Seite 22

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Feuerlöschlerin mit Flammenwerfer
- 9 Peter Rothenbühler
Lieber Fredy Knie
- 10 Tagebuch Patrick Rohr
- 12 Bern Bundeshaus
Unflat Cédric Wermuth
- 13 Blick in die Zeit
- 14 Wissenschaft
Heilkraft der Katze
- 16 Papst Franziskus
und das Mitgefühl
- 16 Personenkontrolle
- 18 Mörgeli Armeeabschaffer
als Kampfjet-Experten
- 18 Staatsheldinnen der Poch
Links aussen ist heute Mitte
- 19 Peter Bodenmann Schweizer Granit:
Gelingt Amherd der Fallrückzieher?
- 20 Migration «Frauen sind Freiwild»
- 22 Meghan Markle
Die falsche Lady Di
- 23 Rahmenvertrag
Verlierer wollen Entscheid kippen
- 24 Stoppt den Wahnsinn!
Gefährliche Gender-Bewegung
- 26 Streit um Kampfjets
Schlacht der Generäle
- 27 Österreich
Migrationsversager Kurz
- 28 Unternehmerin Léa Miggiano
Sie erobert den Auto-Markt
- 30 Fussball
Khakas Führungsschwäche
- 31 Kurt W. Zimmermann
Artikel und Fan-Artikel

- 32 Warten auf Zemmour
Wird er Frankreichs neuer Präsident?
- 34 Zürich: Velo-Mob ja, Corona-Demo nein;
Warum Viktor Orbán recht hat
- 34 Für dumme verkauft
Masken für Beamte
- 35 #MeToo
Bill Cosby sinnt auf Rache
- 36 Justiz
Menschenrecht auf Klimaschutz
- 37 Inside Washington
Trump im wilden Jubel
- 38 Debatten
Keine Ehe für niemanden
- 39 Politik
Rohrkrepiere Quotenfrau
- 40 Alibaba und der Zorn des Kaisers
Chinas Wirtschaftsheld Jack Ma
- 42 Corona
Australien im goldenen Käfig
- 43 Zürichs unmöglichste Personalchefin
Daniela Eberhardt
- 44 Geschichte
Freiheit in Deutschland
- 46 Brüssels neuer Prügelknabe
Sloweniens Ministerpräsident Janez Jansa
- 47 Henryk M. Broder
Kein Sachbuch oder so
- 48 Leserbrief
- 49 Nachrufe Donald Rumsfeld, Bill Ramsey
- 50 Beat Gygi
Was macht Alain Berset im Dunkeln?

LITERATUR UND KUNST

- 51 Ikone der Woche
- 52 Marcel Proust
Ein kleines Quantum reiner Zeit

- 54 Bücher der Woche
- 57 Die Bibel
- 58 Podcast
Stimmen aus dem Cyberspace
- 60 Film
Dominik Grafts «Fabian»
- 60 Fotografie Mäddel Fuchs
- 61 Alben für die Ewigkeit
Bob Marley and the Wailers: «Legend»
- 62 Pop Maroon 5
- 62 Klassik Unverkrampter Umgang
mit Bach
- 63 Jazz Brad Mehldau & Orpheus
Chamber Orchestra

LEBEN HEUTE

- 64 Wunderbare Welt
- 64 Unten durch
- 65 Fast verliebt
- 66 Sehnsuchtsorte
- 67 Lebensläufe
- 67 Thiel
- 68 Essen
- 68 Wein
- 69 Auto
- 69 Objekt der Woche
- 70 Zeitzeichen
- 70 Dr. M.
- 71 Mittagessen mit ... Manuela Beer
- 72 Gesellschaft Das neue entzückende
Leben des Rolf Sachs
- 74 Marie von den Benken
I Löw you

Feuerlöschlerin mit Flammenwerfer

Jolanda Spiess-Hegglin kämpft mit Steuergeldern gegen Hass im Netz.
Wenn Linksextreme in einer Bildmontage eine Journalistin köpfen, applaudiert sie.

Marcel Odermatt

Die Berner Reithalle ist fest in der Hand von Linksextremen. Zu spüren bekam das nun auch die bekannte *Tages-Anzeiger*-Journalistin Michèle Binswanger. Sie hatte ein Interview mit Ex-*Spiegel*-Chefredaktor Stefan Aust geführt, in dem sie erklärte, dass der Vorwurf, politisch rechts zu sein, ein «gesellschaftliches Todesurteil» sein könne.

Berset schweigt

In den Sozialen Medien reagierten die Reitschüler mit einem sogenannten Meme. Darauf zu sehen ist eine Szene aus der Französischen Revolution – in der Mitte des Bildes: Binswangers guillotiniertes Kopf, der einer aufgebrauchten Menschenmenge präsentiert wird.

Die Montage war mit dem Kommentar versehen: «Journalist*innen bemühen seit Jahr und Tag wirre Hinrichtungsmetaphern. Aber wehe, wenn das mal jemand in ein Bild packt – das ist doch menschenverachtend.»

Der Tweet fand rasch grosse Aufmerksamkeit, unter anderem von Jolanda Spiess-Hegglin. Sie versah die geschmacklose Montage mit einem Like.

Pikant: Die ehemalige Zuger Grünen-Politikerin betreibt seit einiger Zeit einen Verein, der sich gegen Hass im Internet engagiert. Ist hier eine Feuerlöschlerin mit dem Flammenwerfer unterwegs?

Alles deutet darauf hin: Spiess-Hegglin freut sich auch schon einmal öffentlich über die Ermordung eines bekannten Rechtsanwalts – «Karma!»

Neuerdings wird Netzcourage sogar vom Bundesamt des Innern (EDI) von Alain Berset (SP) unterstützt. Wie hoch diese Subvention ist, wollen weder Spiess-Hegglin noch das EDI mitteilen.

Auch die Linksextremen der Reithalle erhalten Geld vom Staat. Die Stadt Bern unterstützt sie jährlich mit 380 000 Franken. Dazu kommen Millionen, die in die Renovation des historischen Gebäudes aus dem 19. Jahrhundert gesteckt wurden.

Zu befürchten haben die Reitschüler wegen ihrer Aktion nichts. Stadtpräsident Alec von



Wirre Hinrichtungsmetaphern: Aktivistin Spiess-Hegglin.

Graffenried wiegelt auf Anfrage sofort ab: «Über Geschmack lässt sich gut streiten. Hier wurde gestritten, und es wurde festgestellt: schlechter Geschmack.» Also sei das Bild gelöscht worden. Und weiter: «Die Kritik wurde gehört und ernst genommen, die Diskussion war erfolgreich», so der grüne Exekutivpolitiker.

Von Graffenried wiegelt ab

Von Graffenried will sich nicht auf eine Konfrontation mit dem Pöbel einlassen. Er ist zu lange im Geschäft und weiss, dass es nicht gut kommen würde, wenn er diesem die Leviten lesen würde.

In vielen Volksabstimmungen von den Einwohnern der Aarestadt demokratisch legitimiert, gehört die Reitschule zu den im linksgrünen Milieu unbestrittenen Orten. Selbst wenn sie selber nie in das Haus gehen würden oder sogar einen grossen Bogen um das Gebäude machen. Da stören auch die regelmässigen Gewaltexzesse nicht. Schlagzeilen wie diese gehören längst zur Tagesordnung.

Am vergangenen Samstagmorgen kam es kurz vor fünf Uhr auf der Schützenmatte nahe der Reitschule zu einer blutigen Auseinander-

setzung mit mehreren Verletzten. Es flogen Steine und Flaschen.

Tagi duckt sich weg

Doch nicht nur die Regierenden in Bern ducken sich vor den linken Spinnern. Auch der *Tages-Anzeiger* produzierte bis am Dienstagabend keine Zeile über den Fall. Für einmal war da wenig von Frauen-Solidarität zu spüren, wie sie das feministische Blatt sonst gerne hochhält.

Mario Stäubli, Co-Chefredaktor des *Tages-Anzeigers*, sagt: «Dieses Meme ist vollkommen daneben, weil darin ein gewaltsamer Angriff auf eine unserer Journalistinnen anklingt.» Rund um den Globus, auch in europäischen Staaten, würden Reporterinnen und Reporter attackiert. «Das ist für uns inakzeptabel, und zwar auch dann, wenn diesem Klima der Gewalt gegen die Presse verbal oder mit Bildern Vorschub geleistet wird.»

Kurz darauf rang sich *Tagi*-Ober-Chefredaktor Arthur Rutishauser doch noch zu einem beherzten Kommentar durch. Es sei besorgniserregend, dass Spiess-Hegglin und ein Teil der politischen Linken mittlerweile «Volksverhetzung» betreiben.

Lieber Fredy Knie

Was für eine Superidee, den Sänger Bastian Baker als Zugpferd vors neue Knie-Programm zu spannen (Premiere in Rapperswil am 29. Juli). Er ist in allen Landesteilen beliebt, nicht nur als Sänger, auch als charismatische Persönlichkeit.

Seit bald zwei Jahren leiden wir nun unter Knie-Entzug. Das lässt sich niemals mit Netflix kompensieren. Es fehlen das Kribbeln, der Geruch, das gemeinsame Live-Erlebnis.

Der Vorteil ist, dass man erst richtig schätzt, was man hat, wenn man es nicht mehr hat. Eine Schweiz ohne Circus Knie wäre wie Federer ohne Tennisschläger, die Nati ohne Sommer, Fredy Knie ohne Pferde.

Apropos. Sie haben vor zwei Jahren, im Jubiläumsjahr, offiziell Abschied vom Sägemehl genommen und die Zügel in die Hände von Tochter Géraldine Knie gelegt. Das ging so selbstverständlich über die Bühne, dass die Sensation gar nicht genügend gewürdigt wurde:



Baldiges Wiedersehen:
Zirkus-Idol Knie.

Heute führt eine Frau den wichtigsten Zirkus Europas, das einstige Macho-Unternehmen, bei dem die Ehefrauen jahrzehntelang nur an die Kasse gesetzt wurden!

Aber eben, ohne die weisen Ratschläge von Opa Fredy geht's immer noch nicht. Man weiss, dass Sie sich liebevoll um die Pferde kümmern

und der beste Ausbildner für Ivan Frédéric und Chanel Marie sind, die Kinder von Géraldine. Und als Pferdeflüsterer und Lehrer für Dressurreiter sind Sie auch ausserhalb des Zeltens sehr gefragt.

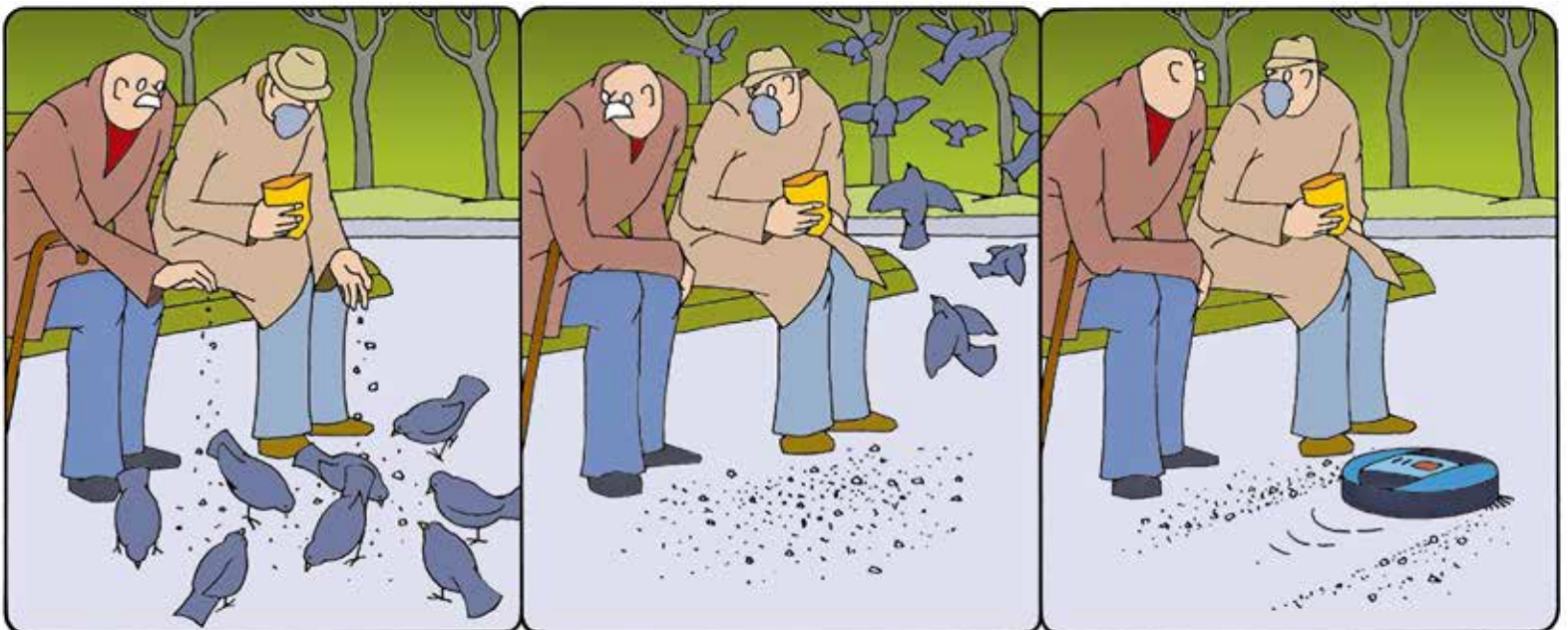
Eigentlich haben Sie sehr viel gemeinsam mit Ihrem Vater Fredy senior, der Direktor und Seele des Zirkus war, immer sofort spürte, woran es fehlte und wo es Spannungen gab. Alle Fäden der riesigen Zirkusfamilie liefen bei ihm zusammen.

Heute sind Sie Patriarch, Pate und Seele des Circus Knie. Obendrein bekochen Sie täglich die ganze Knie-Sippe. Eigentlich eine raffinierte Methode, ein Familienunternehmen zu leiten.

Anders gesagt: Offenbar geniessen es immer noch alle, Ihnen aus der Hand zu essen. Ich freue mich aufs Wiedersehen.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Patrick Rohr



Endlich wieder frei. Raus aus der Quarantäne, in der ich die letzten fünfzehn Tage verbrachte. Rein nach Tokio, diesen faszinierenden Moloch, in den ich mich 2016 auf meiner ersten Reise nach Japan verliebt hatte.

Inzwischen habe ich ein Buch geschrieben über Japan und an einer Dok-Serie über das Land mitgewirkt. In den letzten Jahren habe ich teilweise hier gelebt, und ich habe angefangen, die Sprache zu lernen. Im Februar 2020 reiste ich ab und wollte bald wiederkommen, doch dann kam die Pandemie, und Japan machte seine Grenzen dicht. Seither mussten Ausländer draussen bleiben, zuerst alle, dann – nach knapp einem halben Jahr – durften Geschäftsreisende mit Visum und Ausländer mit Aufenthaltsbewilligung wieder rein. Reisende mit Touristenstatus, wie ich ihn gewöhnlich hatte, werden seit April letzten Jahres nicht mehr ins Land gelassen.

Fatal für den Tourismus, der in den letzten zehn Jahren förmlich explodiert und zu einem der wichtigsten Wirtschaftszweige geworden ist: Er kam komplett zum Erliegen.

Die Olympischen Sommerspiele in Tokio, die letztes Jahr wegen der Pandemie kurzfristig verschoben und auf dieses Jahr verlegt wurden, hätten zur Wiederaufbaufeier des internationalen Fremdenverkehrs werden sollen. Den «Sieg der Menschheit über das Virus» hätte man zelebrieren wollen, wie Yoshihide Suga, der Premierminister, der mitten in der Krise ins Amt kam, kurz nach Amtsantritt verkündete. Doch so weit sollte es nicht kommen.

Zwei Wochen bevor am 23. Juli die Spiele eröffnet werden sollen, will keine Festfreude

aufkommen. Die Pandemie hat nicht nur die Welt, sondern auch Japan nach wie vor fest im Griff. Im April wurde über Tokio ein «State of Emergency», ein Ausnahmezustand, verhängt – eine sanfte Form von dem, was bei uns «Lockdown» heisst: In den Restaurants wurde der Alkoholausschank verboten, um acht Uhr abends mussten die Gaststätten schliessen. Vor drei Wochen wurde der Ausnahmezustand in einen Quasi-«State of Emergency» überführt: Seither dürfen die Restaurants bis sieben Uhr abends Alkohol ausschenken, Beizenschluss ist immer noch eine Stunde später. Nur steigen seither auch die Infektionszahlen wieder, in zwei Wochen haben sie sich verdoppelt, man spricht bereits von der fünften Welle. Und sie könnte heftiger werden als alle bisherigen.

Diesmal bin ich als akkreditierter Journalist nach Japan gekommen. Ich bin daran, für das Olympia-Magazin des Schweizer Fernsehens Beiträge über das Leben in Tokio zu gestalten. Weil ich vor dem 1. Juli einreiste, musste ich zwei Wochen in Quarantäne. Sie fühlte sich an wie Einzelhaft.

Ich wurde in ein kleines Hotelzimmer gesperrt, das ich für die Dauer meiner Quarantäne nicht verlassen durfte. Mein Bewegungsradius waren die drei Quadratmeter freie Fläche, die es im Zimmer gab. Den Rest des knapp sieben Quadratmeter grossen Zimmers belegten das Bett und der kleine Schreibtisch. Sonnenlicht drang keines in mein Zimmer, das Fenster liess sich nur einen Spalt breit öffnen. Wenn ich ein sauberes Zimmer oder ein frisch angezogenes Bett wollte, musste ich selbst dafür sorgen. Niemand durfte mein Zimmer betreten. Essen musste ich selbst über einen Lieferdienst bestellen.

In den nächsten Tagen und Wochen kommen für die Olympischen und Paralympischen Spiele gegen 100 000 Menschen aus der ganzen Welt ins Land. Laut Umfragen befürchteten 86 Prozent der japanischen Bevölkerung, dass es wegen der Spiele zu einem massiven Anstieg der Ansteckungen kommen könnte. Eine grosse Mehrheit der Menschen will, dass die Spiele noch einmal verschoben oder abgesagt werden. Tausende gehen für das Anliegen auf die Strasse, etwas, was in Japan sonst praktisch nie vorkommt.

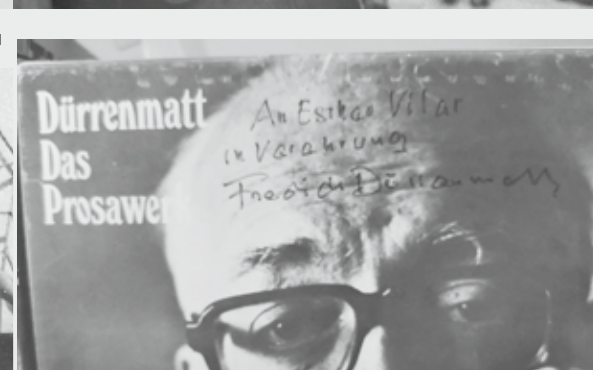
Doch die Regierung denkt nicht daran. Im Gegenteil: Sie will zeigen, dass die Spiele auch mitten in der Pandemie sicher durchgeführt werden können. Dafür erlässt sie immer neue, noch kompliziertere Verhaltensregeln, die kaum mehr jemand überblickt. Die fünfzehntägige Quarantäne für ausländische Journalisten, die vor dem 1. Juli einreisten, war nur eine der Massnahmen, um den Kontakt zwischen ausländischen Besuchern und einheimischer Bevölkerung zu vermeiden.

Als ich mein Quarantänehotel verliesse, traue ich meinen Augen kaum. Menschenmassen wälzen sich durch die Geschäftsstrassen, als gäbe es in Japan keine Pandemie. Ich frage mich, ob die strengen Massnahmen für die ausländischen Gäste vor allem Symbolpolitik sind. Kurz nach den Olympischen Spielen, im Herbst, sind Wahlen.

Patrick Rohr ist Journalist, Fotograf, Moderator und Buchautor. Zurzeit filmt er in Japan Beiträge für seinen früheren Arbeitgeber SRF.



» Esther Vilar vertrat ihre auf den ersten Blick frauenfeindlichen Thesen mit einer Ungerührtheit, die vermuten liess, dass sie Frauen hasst. Doch in Wahrheit half sie ihnen wie kaum eine Zweite.«



Claudia Blumer, Tages-Anzeiger

Verehrt, verflucht, vertrieben – Prophetin oder Ketzlerin? Alex Baur deckt die Geschichte der Frau hinter dem Pseudonym Esther Vilar auf.

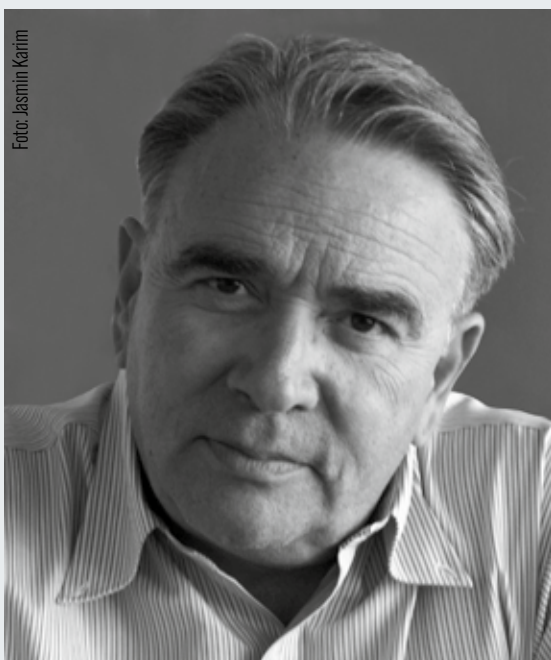
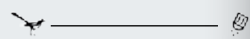


Foto: Jasmin Karim

ISBN 978-3-03930-012-9
Auch als E-Book

Überall im Buchhandel
und über
www.elstersalis.com


Elster & Salis



Unflat Cédric Wermuth

Achtung, dieser Text enthält Kraftausdrücke.

Wir zitieren dabei den Präsidenten der Bundesratspartei SP.

Als Finanzminister Ueli Maurer im Juni seinem ungarischen Amtskollegen Mihály Varga in Budapest einen Besuch abstattete, fand das SP-Co-Parteichef Cédric Wermuth eine «un glaubliche Sauerei». Eben noch hätten sich die EU-Staaten deutlich gegen die Anti-LGBT-Politik Ungarns gewehrt. Und nun mache die Schweiz gemeinsame Sache mit den rechtsextremen Hasspredigern, weil Bundesrat Maurer das Steuerparadies für Grosskonzerne und Multis retten wolle. «Ich könnte kotzen», schrieb der Aargauer Sozialist auf seinem Facebook-Account.

Dazu muss man Folgendes wissen: Ungarn will in einem «Anti-Pädophilen-Gesetz» verbieten, dass Kinder und Jugendliche mit Inhalten zu Homosexualität, Geschlechtsangleichung und Transidentitäten in Berührung kommen. In vielen europäischen Staaten wurden aus Protest Regenbogenfahnen gehisst. Mit der Selbstzufriedenheit des moralisch Überlegenen versuchte Wermuth zur Schau zu stellen, dass er auf der Seite der Guten steht. Wieso muss er dafür unflätige Reden führen?

Zweite Geige

Es ist nicht sein erster verbaler Ausrutscher. Wenn man ihn fragt, weshalb er in der Gossensprache kommuniziere, dann kommt keine Antwort. Man muss jedoch nicht von der «fucking rocket science» (Zitat Wermuth) kommen, um festzustellen, dass es dem SP-Politiker nicht in erster Linie um die Rechte der Homosexuellen in Ungarn geht. Er kämpft mit Kraftausdrücken und unflätigen Einwänden vor allem um Aufmerksamkeit und Einschaltquoten. Es besteht kein Zweifel, dass er im Führungsorchester der SP Schweiz zurzeit nur die zweite Geige spielt. Aus der hinteren Reihe gibt er nun den Provokateur, indem er das rhetorische Feuerwerk zündet, das seine linken Hardcore-Anhänger von ihm erwarten.

Doch auch damit lässt sich kein Blumentopf gewinnen. Vor der Abstimmung zum CO₂-



Grenzen des Anstands: Rasputin Wermuth.

Gesetz stellt der Aargauer einen Videoaufruf von sich ins Netz – und was für einen: Sein Kopf erscheint übergross, fanatisch wirkt der Blick, umgehend kommt einem das Bild des irren russischen Wanderpredigers Rasputin in den Sinn. Wenn die Stimmbürger dieses

Er kämpft mit unflätigen Einwänden vor allem um Aufmerksamkeit und Einschaltquoten.

Gesetz ablehnten, dann laufe in den nächsten fünfzehn Jahren bei der Klimapolitik nichts mehr. «Und das scheisst mich an», so Wermuth. «Ich will nicht schon wieder eine Abstimmung verlieren, weil die Linke den Finger nicht aus dem Arsch genommen hat», poltert er weiter drauflos. Die Linke bekam den Finger nicht heraus, die Abstimmung ging nämlich verloren.

Im Frühjahr hatte Wermuth einen anderen bemerkenswerten Instagram-Auftritt. Er pos-

tete das Foto eines *Weltwoche*-Artikels und darunter die Bemerkung: «Schweine». Im Artikel geht es darum, dass sich die oberste Impfstoffbeschafferin des Bundes mitten in der Krise in den Schwangerschaftsurlaub verabschiedet. Das Foto konnte nur so verstanden werden, dass die *Weltwoche*-Redaktion damit gemeint war. Vaterschaftsurlaubs-Fan Wermuth fand es schweinish, dass man das Thema Mutterschaftsurlaub erwähnte in einer Zeit, in der Nora Kronigs Abteilung unter Hochdruck stand und Millionen von Menschen auf eine Impfung warteten.

Reifeprozess dauert an

Hat man jemals seinen Vorgänger Christian Levrat in der Öffentlichkeit mit solchen Kraftausdrücken um sich werfen hören? Der Freiburger ging zwar auch nicht zimperlich mit seinen Gegnern um. Bundesrat Didier Burkhalter verunglimpfte er zuweilen als «Stummfilmakteur». Aber er überschritt nie die Grenzen des Anstands.

Auch Fraktionschef Roger Nordmann oder der frühere Juso-Präsident Fabian Molina suchen nicht mit unflätigen Anwürfen das Scheinwerferlicht.

Eigentlich passt dieser Stil auch nicht zum Aargauer. Wer Wermuth in den letzten Jahren im Bundeshaus beobachtete, weiss, wie hartnäckig dieser daran arbeitete, seine wilden Jahre als Juso-Präsident vergessen zu machen. Dazu gehörte, dass er sich nach seiner Wahl in den Nationalrat in der Finanzkommission des Nationalrates verkroch. Das ist nicht ein Gremium, das Politiker sich aussuchen, wenn sie auf den Putz hauen wollen.

Als der *Sonntagsblick* Wermuth in einem Interview nach dessen erster Legislatur in Bern fragte, ob seine wilde Zeit vorbei sei, er komme nämlich viel zahmer und gestylter daher, gab der Aargauer zur Antwort: «Ich habe sicher einen politischen Reifungsprozess durchgemacht und spiele in einer anderen Arena als während des Juso-Präsidioms.» Dieser Reifeprozess dauert an.

BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebnetter



Grossbritannien kehrt zur Normalität zurück. Abstandsregeln, Masken- und Home-Office-Pflicht – all die Massnahmen gegen das Coronavirus werden per 19. Juli aufgehoben.

Und was ist mit der Delta-Variante, die im Land weitverbreitet ist? Sie führt tatsächlich zu steigenden Ansteckungszahlen. Allerdings verharret die Zahl der Hospitalisierungen und Todesfälle auf tiefem Niveau.

Das ist mit der hohen Impfquote zu erklären: 86 Prozent der Briten sind mindestens einmal geimpft, 64 Prozent sogar schon zweimal. Die Impfung, so lässt sich folgern, schützt vor schweren Krankheitsverläufen.

Damit fällt das wichtigste Argument der Massnahmenbefürworter weg. Seit Beginn der Pandemie wird versucht, das Gesundheitssystem vor Überlastung zu schützen. Wenn Corona-Infizierte keine Belastung mehr für das System darstellen – also kaum mehr Intensivbetten belegen –, sind die Massnahmen aufzuheben.

Trotzdem ist die Kritik am Entscheid der britischen Regierung heftig. Gewerkschaften warnen vor «Long Covid» und halten das Arbeiten in diesen Delta-Variante-Zeiten für unzumutbar. Epidemiologen empfehlen den Behörden eine «Zero Covid»-Strategie und bezeichnen Gesundheitsminister Sajid Javid als «beängstigend».

Premier Boris Johnson muss es geahnt haben. Als er am Montag vor die Kameras trat, machte er mit pathetischem Gestus klar, um was es geht: Freiheit an und für sich. Er forderte jeden Einzelnen auf, folgende Frage ehrlich für sich zu beantworten: «Wenn wir unsere Gesellschaft in den nächsten Wochen nicht wieder öffnen können, wobei uns die

Ankunft des Sommers und die Schulferien helfen werden, wann dann?»

Die Frage war suggestiv gestellt, doch die Antwort kann so oder so nur lauten: jetzt oder nie – jedenfalls für ein Land mit hoher Impfquote wie Grossbritannien.

Was ist die Alternative? Möglicherweise zeigen sich die befürchteten Folgeschäden («Long Covid») erst nach Jahrzehnten, wenn überhaupt. Und vielleicht dauert es noch länger, das Virus einzudämmen («Zero Covid»). Die Argumentation der Johnson-Gegner läuft auf einen Lockdown für immer hinaus.

Genau das sei deren Ziel, schreibt Kolumnistin Sherelle Jacobs in einem klugen Kommentar für den *Daily Telegraph*. Es gebe Millionen Menschen, die im Pandemiemodus bleiben wollen, weshalb auch immer.

Jacobs deutet die schrillen Reaktionen auf Johnsons Auftritt als Vorboten eines neuen Kulturkampfes: Individualisten gegen Kommu-

*Elton John ist entschuldigt:
Er verbrachte ganze Wochen
mit Whisky und Kokain.*

нитарisten. Und sie, die sich als Individualistin versteht, erklärt: «Freiheit droht als waghalsige Gefahr für die Gesellschaft fetischisiert zu werden – ein selbstsüchtiger Wert in Konkurrenz zur Gesundheit.»

Einfacher gesagt: Wer vor «Long Covid» warnt und «Zero Covid» fordert, ist bereit, die Freiheit endgültig zu opfern.

Boris Johnson hat recht, wenn er seinem Land die Rückkehr zur Normalität verordnet. Oder um sein Pathos von Montag aufzunehmen: Grossbritannien hat sich schon mehrmals um

die Freiheit der europäischen Völker verdient gemacht. Nun weist das Land dem Kontinent einmal mehr den Weg.

Apropos Grossbritannien: Elton John klagt über den Brexit. Dieser sei für britische Künstler «wie eine Hinrichtung». Warum? Weil man für Konzerte auf dem Kontinent nun ein Arbeitsvisum brauche.

Als ob es ihm seinerzeit anders ergangen wäre: Seinen Durchbruch hatte Elton John schon 1970, zwei Jahre bevor Grossbritannien der EU beitrug.

Nun ist der Mann entschuldigt: Wer sich an die Siebziger erinnern kann, hat sie nicht erlebt. Elton John verbrachte damals ganze Wochen allein in seinem Schlafzimmer, bewaffnet mit Kokain und Whisky. Dass sein Gedächtnis die eine oder andere Lücke aufweist, ist verständlich.

Trotzdem findet er Leute, die seine Kritik unhinterfragt rapportieren. Zu ihnen zählt Benjamin Triebe, der für die NZZ aus London berichtet. Fast täglich informiert Triebe seine Leser, was Brexit-Befürworter Boris Johnson, der «wie eine Karikatur eines Premierministers» wirke, alles falsch macht. Immerhin: Grosszügig leuchtet Triebe dem «wenig Qualifizierten» den Weg («London braucht endlich einen Brexit-Plan»).

So zuverlässig, wie er das tut, könnte sich der NZZ-Verlag überlegen, eine englische Ausgabe für Brexit-Gegner und Johnson-Verächter herauszugeben. Als Zeitungstitel würde sich «Daily Tribune» anbieten, schliesslich gelten die Engländer als wortspielverliebt. Und einen treuen Leser hätte man auch schon: «Tell Me What the Papers Say», singt Elton John seit Ewigkeiten.

Das fellige Medikament

Katzenliebhaber wussten schon immer, dass ihre Tiere ihnen guttun. Inzwischen versteht die Wissenschaft besser, warum das so ist.

Veronika Straass

Limor ist ein Profi. Mit unnachahmlicher Grazie steigt die Siamkatze aus ihrer Transportkiste, hüpfert auf das Bett der alten Dame in einem Seniorenheim bei Frankfurt und sichtet kurz die Lage. Dann weiss sie, was zu tun ist. Mit hochgerektem Schwanz schreitet sie zielsicher auf die alte Dame zu, die reglos in ihren Kissen liegt. Limor prüft mit kurzem Nasendippen die knochige, altersfleckige Hand auf der Bettdecke, scheint einen Augenblick zu überlegen und reibt dann entschlossen Lippen und Wange an den Fingern. Ein warmes Schnurren füllt die Stille.

Und dann geschieht etwas, das Frau Glasemann, die Besitzerin von Limor, jedes Mal wieder begeistert: Die schwer altersdepressive Frau scheint aus einer anderen Welt zurückzukommen. Vorsichtig beginnt sie, das weiche Fell von Limor zu streicheln. Und dann beginnt sie zu sprechen, nach Monaten, in denen niemand ein Wort von ihr gehört hat. «Ich hatte auch mal eine Katze . . .», erzählt sie leise und lächelt versonnen vor sich hin.

Natürliches Anti-Stress-Mittel

Limor und ihre Besitzerin arbeiten ehrenamtlich für den Verein «Tiere helfen Menschen». Limor ist eine von vielen Besuchskatzen, die Senioren- und Pflegeheime, Behinderteneinrichtungen und Schulen besuchen. Katzen können hervorragende Therapeuten sein – und die Siamkatze Limor ist eine der besten. «Sie steigt freiwillig in ihren Transportkorb, wenn wir uns wieder mal auf den Weg machen. Und sie genießt es, wenn sie gestreichelt wird. Besonders gerne legt sie sich den alten Leuten wie ein Pelzkragen um die Schulter, und manchmal fängt sie sogar an, jemanden zu <putzen>. Da redet keiner mehr über seine Krankheiten, und apathische Leute haben auf einmal so ein Leuchten in den Augen!»

Frau Glasemann hat oft erlebt, dass Menschen, die sich an nichts mehr erinnern, bei Limors Besuch die Sprache wiederfinden und anfangen, aus ihrem Leben zu erzählen. «Eine Katze holt oft die Erinnerung zurück.» Nicht immer ist das möglich, aber auch verwirrte alte

Menschen, die vom einfachsten Gespräch überfordert sind, können noch eine laut schnurrende Katze streicheln und bekommen die Bestätigung, dass sie «richtig» sind, genau so, wie sie sind.

Katzen sind Balsam für die Seele, daran haben Katzenliebhaber nie gezweifelt. Ihre Gegenwart wirkt entspannend und stressabbauend, Katzen nehmen Ängste und machen ihren Job so gut, dass sie mittlerweile in vielen psycho-

Für Katzenbesitzer ist das Risiko, an einem Herzinfarkt zu sterben, um fast ein Drittel geringer.

logischen und psychotherapeutischen Praxen gefragte Co-Therapeuten sind. Die Psychologin Regina Lessenthin etwa bindet ihre Katzen seit über zehn Jahren in den Praxisalltag ein, wobei die Intensität der Mitarbeit ganz den Tieren überlassen bleibt.

Wenn ihnen danach ist, kuscheln sie sich auf einen Patientenschoss und geniessen laut schnurrend die Streicheleinheiten. Regina Lessenthin könnte sich kein besseres natür-

liches Anti-Stress-Mittel als ihre neun Samtpfoten vorstellen: «Die psychologischen Entspannungsmethoden wie Autogenes Training oder Progressive Muskelentspannung liefern in der Regel nicht wesentlich bessere Entspannungsergebnisse für den Patienten.»

Wie machen sie das nur?

Doch die heilsame Wirkung der Stubentiger geht noch deutlich weiter und ist wissenschaftlich belegbar. Erste Hinweise zeichneten sich schon vor knapp vierzig Jahren ab. In einer Langzeitstudie wurden 1983 bei Philadelphia von zwanzig alleinstehenden Personen Gesundheitsdaten erhoben; ausserdem wurden sie zu ihren Empfindungen wie Angstgefühlen, Depressionen und dem Gefühl von Einsamkeit befragt. Elf der Testpersonen nahmen dann für mehr als ein Jahr eine Katze bei sich auf.

Zu Beginn des Testjahres hatten sich die beiden Gruppen in ihrer Bewertung nicht voneinander unterschieden; nach dem Testjahr aber waren die Unterschiede zwischen Katzenbesitzern und katzenlosen Testpersonen signifikant. Die Katzenbesitzer hatten eine intensive Bindung zu ihrem Vierbeiner entwickelt; Bluthochdruckpatienten und die Diabetiker unter ihnen hatten nach dem Katzenjahr deutlich verbesserte Werte. Eine Frau konnte sogar die Medikamente absetzen. Bei den Nicht-Katzenbesitzern dagegen waren die Gesundheitsdaten mit einer Ausnahme gleich geblieben oder hatten sich sogar verschlechtert.

Für den Neurologieprofessor Adnan Qureshi von der Universität Minnesota in Minneapolis sind die Zusammenhänge klar: «Seit Jahren ist bekannt, dass psychischer Stress und Angst mit Erkrankungen korreliert sind.» Für Qureshi stehen dabei Erkrankungen des Herz-Kreislauf-Systems im Vordergrund. In einer zehn Jahre dauernden Studie des Herzzentrums der Universität Minnesota unter seiner Leitung stellte sich heraus, dass für Katzenbesitzer das Risiko, an einem Herzinfarkt zu sterben, um fast ein Drittel geringer ist als für katzenlose Mitbürger. Aber warum haben ausgerechnet Katzen diese Heilerqualitäten? Gilt



„Es ist absolut umweltfreundlich!“



Sie bringen das Surrogat.

nicht der Hund vor allen anderen Tieren als der beste Menschenverstehender? Lawrence McGill, Veterinär-Pathologe und Vizepräsident der Arup Laboratories in Salt Lake City, Utah, ist nicht sonderlich überrascht, dass Katzen im Kampf gegen Herzerkrankungen die Spitzenreiter sind: «Das hat mit der Art des Tieres zu tun», erklärt McGill. «Katzen liegen gern auf dem Schoß und lieben es, gestreichelt zu werden. Während des Streichelns sinkt der Stresslevel von Katze und Besitzer, meistens auch noch der Puls und der Blutdruck.»

Hunde dagegen, so McGill, forderten Aktivität von ihren Menschen, und das kann den Besitzern seiner Meinung nach sogar zusätzlichen Stress bescheren. «Wenn du von der Arbeit nach Hause kommst, und es ist gerade Gassi-Zeit, dann musst du eben mit dem Hund losziehen.» Ausserdem sei Hundegebell für manche Menschen Stress pur.

Wenn man Katzenfreunde fragt, was die pelzigen Partner für sie so anziehend macht, kommt garantiert die Antwort: «Das Schnurren. Das verbreitet so viel Frieden und Gemütlichkeit.» Wissenschaftler geben sich mit

so wolkigen Angaben natürlich nicht zufrieden. Leo Brunnberg, bis 2017 Leiter der Tiermedizinischen Klinik der Freien Universität Berlin, stellte fest, dass Katzenschnurren mit seiner Frequenz von 25 bis 150 Hertz genau in dem Schwingungsbereich vibriert, der die Muskulatur anregt. das Knochenwachstum stimuliert und die Regenerationsfähigkeit von Körpergewebe erhöht.

Konkurrenz Roboterhund?

Heisst das, dass Schnittwunden und Knochenbrüche schneller heilen, wenn der Patient regelmässig eine schnurrende Katze auf den Schoß nimmt? Der Gedanke ist gar nicht so abwegig. Immerhin ist im Fitness-Bereich das sogenannte Vibrationstraining seit Jahrzehnten etabliert. Die Sportler stehen dabei auf einer vibrierenden Platte, die mit einer Frequenz von 30 bis 50 Hertz schwingt, während sie ihre Übungen ausführen. Auch bei der Behandlung von Osteoporose sind Vibrationen das Mittel der Wahl – Vibrationen in der richtigen Frequenz, der Katzenfrequenz.

Vor einigen Jahren entwickelte ein Grazer Ärzteteam ein Gerät, das Vibrationen in der Frequenz des Katzenschnurrens elektronisch verstärkt und auf den Körper des Patienten überträgt. Das Gerät namens KST-2010 soll Erstaunliches bewirken. Es soll die Heilung gebrochener Knochen beschleunigen, die Knochendichte verbessern und bei Osteoporose helfen, ausserdem auch noch Rückenschmerzen und Asthma lindern. Allerdings betonen die Mediziner, dass vor jedem Einsatz

Das Schnurren vibriert genau in dem Schwingungsbereich, der die Muskulatur anregt.

des Schnurrgeräts eine genaue Diagnose des Krankheitsbildes angesagt sei. Und man dürfe zwar Besserung, aber keine Wunder erwarten.

Dann vielleicht doch lieber das Original? Statt des Geräts eine schnurrende Katze auf dem Schoß?

Limor und andere haben es bewiesen: Für Seniorenheime wäre das die richtige Entscheidung. Die wohltuende Wirkung von Katzen auf das menschliche Seelenleben ist bekannt, und sie ist dort besonders wichtig, wo Menschen sich der Grenze ihres Lebens nähern. Viele Heime in Österreich und Deutschland sind einverstanden, dass neu zugezogene Bewohner ihre Haustiere mitbringen. In der Schweiz leben laut einer Umfrage des Schweizer Tierschutzes schon in vier Fünfteln der Altersheime Haustiere. In den USA akzeptieren drei Viertel der Seniorenresidenzen, dass Neuankömmlinge ihre Haustiere mitbringen.

Eine ermutigende Tendenz, aber manchmal ist das, was so wünschenswert wäre, nicht möglich. Allergien der Mitbewohner, Überlastung des Pflegepersonals oder andere Gründe können dagegensprechen, dass die Katze mit in die letzte Wohnung umsiedelt oder Besuchskatzen ihre Aufwartung machen.

Doch selbst für solche Fälle gibt es eine tierische Lösung: Immer öfter werden besonders bei Demenzkranken Robotertiere eingesetzt. Mittels Bewegungsmelder registrieren die flauschigen Kunstwesen die Annäherung eines Menschen und reagieren mit Lauten und Bewegungen. Sie können Ohren, Schwanz und Pfoten bewegen, sie können fiefen, betteln und Laute des Wohlbehagens äussern. «Die alten Leute sind ganz verrückt nach dem Roboterhund», erzählt die Leiterin eines Seniorenheimes in Südengland. «Sie verdösen nicht mehr den Tag, sondern werden aktiv und beschäftigen sich stattdessen mit «Biscuit».

Zweifellos haben auch die Plüschgeschöpfe ihre Berechtigung. Sie wecken die Lebensgeister der alten Damen und Herren. Leben aber bringen sie nicht in die letzte Wohnung. Sie bringen das Surrogat.

PERSONENKONTROLLE

Amherd, Würth, Sommaruga, Berset, Baerbock, Jansa, Timmermans, Borrell, Nieder



Kadenz der Verschiebungen: Berset.

Viola Amherd, Zweiflerin, wollte auf Nummer sicher gehen. Nachdem ihre Rüstungsschmiede Armasuisse ebenso wie ein Juristenheer der Verwaltung monatelang die Kampfjets Rafale, Eurofighter F-35 und F/A-18 minutiös evaluiert hatten, schaltete die Verteidigungsministerin auch noch die Zürcher Anwaltskanzlei Homburger ein. Diese wurde mit einer sogenannten Plausibilisierung beauftragt. Will heissen: Die externen Anwälte prüften, ob bei der Kampfjet-Evaluation alles mit rechten Dingen zuring. Die Anwälte kosteten laut VBS einen hohen sechsstelligen Betrag. Traut die Mitte-Bundesrätin etwa ihren eigenen Juristen nicht? (*hmo*)

Beni Würth, Gewinner, macht nach dreissig Jahren wieder einmal bei einem Referendum mit. Damals kämpfte der heutige St. Galler Ständerat gegen ein kommunales Schulreglement. Jetzt will er an vorderster Front mithelfen, das geplante Medienförderungspaket zu verhindern. Wo privat draufstehe, müsse auch privat drin sein, erklärt der Mitte-Parlamentarier: «Das Medienpaket vermischt nun die Rollen auf inakzeptable Weise und baut die Rolle des Staats massiv aus.» Das Gesetz müsse deshalb an den Absender zurückgeschickt werden, das heisst an SP-Medienministerin **Simonetta Sommaruga**. Würth gibt sich siegessicher. Schon vor drei Dekaden habe er gewonnen, das werde auch dieses Mal nicht anders sein, sagte er schmunzelnd. (*odm*)

Alain Berset, Schönredner, wurde kürzlich von einem Journalisten nach dem Fortschritt der Impfkampagne gefragt. Der SP-Mann gab zur Antwort, man sei beim Impfen nicht weit weg von den ursprünglichen Zielen: Bis Mitte August seien alle Impfwilligen gegen das Coronavirus immunisiert. Das ist lustig, denn zuerst wollte Berset bis Ende Juni alle impfen, dann wurde der Ter-



Begabtenförderung: Baerbock.

min auf Ende Juli verschoben. Jetzt ist es bereits Mitte August. Bei der Kadenz an Verschiebungen wird es wohl Ende Jahr, bis jeder, der will, seine zweite Dosis erhalten hat. Wahrscheinlich ist der Termin dann immer noch nicht weit weg von den ursprünglichen Plänen. (*hmo*)

Annalena Baerbock, Absturzopfer, liess sich ihr Studium vom Steuerzahler bezahlen – über die Grünen-nahe Heinrich-Böll-Stiftung. Von der aus Bundesmitteln finanzierten Einrichtung bezog die grüne Kanzlerkandidatin 39 Monate lang ein Stipendium von insgesamt 40 950 Euro. Sie habe das Doktorat abgebrochen, weil sie sich für ein Mandat im Bundestag «neu orientiert» habe. Abgeordnete werden ebenfalls vom Steuerzahler alimentiert. (*ky*)

Janez Jansa, Balkan-Trump, versteht sich doch mit Sozis. Der für seine ruppigen Tweets bekannte slowenische Regierungschef hatte Europas Sozialdemokraten beleidigt, so dass EU-Kommissar **Frans Timmermans** nicht aufs Gruppenfoto mit ihm wollte. Wenig später zelebrierte Jansa eine Männerfreundschaft mit dem EU-Aussenbeauftragten **Josep Borrell**. Mit diesem Sozialisten machte er eine Bergwanderung. (*ky*)

Heiko Nieder, Gourmet-Magier, gibt sein erstes Buch heraus. Das grossformatige 380-Seiten-Werk des Starkochs ist nach seinem «The Restaurant» im Zürcher Hotel «Dolder Grand» benannt, wo er sich 19 Gault-Millau-Punkte und zwei Michelin-Sterne erkocht hat. Entsprechend hohe Ansprüche stellen die Rezepte an die Zutaten und Geräte. Bei der Buchvorstellung riet Nieder Hobbyköchen eher davon ab, das Buch integral nachkochen zu wollen. Aber die eine oder andere Idee daraus könne durchaus auch den heimischen Herd erleuchten. (*fsc*)

Papst Franziskus und das Mitgefühl

Der Papst hat dem amerikanischen Priester James Martin einen Brief geschickt. Darin würdigt Franziskus den Einsatz des sechzig Jahre alten Chefredaktors der Jesuiten-Zeitschrift *America* für die LGBT-Gemeinde in den USA und ermuntert Martin ausdrücklich, mit seiner Arbeit fortzufahren. In dem handschriftlich verfassten Text lobt der Papst den prominenten Autor für dessen Nähe zu den Menschen: Damit ahme Martin den «Stil Gottes» nach, der sich durch «Nähe, Mitgefühl und Zärtlichkeit» auszeichne.

Martins Buch «Building a Bridge: How the Catholic Church and the LGBT Community Can Enter into a Relationship of Respect, Compassion, and Sensitivity» von 2017 gilt als Meilenstein auf dem Weg der Weltkirche zu einer neuen Sicht der Homosexualität. Von konservativen Katholiken in den USA wird Martin scharf kritisiert, weil er den Ausverkauf der kirchlichen Lehre an den Zeitgeist betreibe. Von linksliberalen Katholiken und vom amerikanischen Mainstream wird Martin dagegen mit Anerkennung überhäuft. Martin Scorsese hat soeben den Dokumentarfilm «Building a Bridge» über James Martin produziert.

Man kann sich fragen, ob eine andere unterdrückte Minderheit in Nordamerika den Zuspruch des Papstes gerade jetzt nicht viel dringender bräuchte als die LGBT-Gemeinde. Der kanadische Premier Justin Trudeau, Katholik wie Scorsese, hat sich «zutiefst enttäuscht» gezeigt, dass sich der Papst noch immer nicht für die «Umerziehungsversuche» katholischer Bildungseinrichtungen an den Kindern kanadischer Indigener entschuldigt hat. Anfang Juni hat sich Franziskus zwar «bestürzt» über die Nachrichten aus Kanada gezeigt, die er «mit Schmerz» verfolge. Aber auf eine Bitte um Vergebung des Papstes im Namen der Weltkirche warten die Kanadier noch immer.

Auf den Grundstücken katholischer Internate werden immer neue Massengräber entdeckt. Vertreter der kanadischen «First Nations» haben inzwischen die sterblichen Überreste von mehr als tausend Kindern gezählt. Nach Angaben der kanadischen Wahrheits- und Versöhnungskommission gelten mehr als 4100 Kinder, die ihren indigenen Eltern weggenommen und an katholische Internate übergeben worden waren, als vermisst.

Matthias Rüb

WELTWOCHEN

daily



Das Wichtigste für den Tag

Unabhängig, kritisch, gut gelaunt

Jetzt kostenlos testen auf
www.weltwoche-daily.ch.



Apple logo* und Apple* sind Marken von Apple Inc.



Google Play ist eine Marke von Google LLC.

DIE  **WELTWOCHEN**

MÖRGELI

Armeeabschaffer als Kampfjet-Experten

Haben die bürgerlichen Armeebefürworter nichts gelernt? Sie verstricken sich erneut in Diskussionen über die Typenwahl des künftigen Kampffliegers. Sie diskutieren ernsthaft mit der SP, in deren Programm steht: «Durch die Abschaffung der Armee setzt die Schweiz ein globales Zeichen, das ihr eine glaubwürdige internationale Friedenspolitik erleichtert.» Die bürgerlichen Armeebefürworter diskutieren ernsthaft mit den Grünen, in deren Programm steht: «Wir treten für eine Abrüstung der Armee ein», nämlich solange «eine Abschaffung der Armee nicht mehrheitsfähig ist».

So werden die Armeebefürworter wieder auf die Nase fallen. Genau wie bei der Abstimmung über den schwedischen Gripen. Auch damals sprachen sie nur vom Flugzeugtyp, vom Herstellerland, von Preis, Gegengeschäften und Planungsstand. Als sichtbares Zeichen der Verirrung trug der Verteidigungsminister den Flugzeugtyp im Knopfloch; die derzeitige Verteidigungsministerin schwafelt von «Ferrari» oder «VW». Und schon ertränkten sich die Bürgerlichen in den trüben Fluten der Typenwahl.

Es ist sinnlos, darüber mit Priska Seiler Graf, Edith Graf-Litscher, Marionna Schlatter, Min Li Marti und Franziska Roth zu streiten. Oder wie die linken Armee-Expertinnen heutzutage alle heissen. Denn sie alle und ihre Parteiprogramme wollen die Armee abschaffen. Wie kommt irgendjemand auf die groteske Idee, diese Politikerinnen strebten nach dem Besten für die Verteidigungsbereitschaft, die Wehrfähigkeit und den militärischen Luftschirm? Sie wollen immer das Schlechteste. Nämlich die Armee abschaffen.

Das müssten die bürgerlichen Armeebefürworter den Kritikerinnen der Typenwahl von SP und Grünen täglich, ja stündlich unter die Nase reiben. Und von nichts als einer wirkungsvollen Landesverteidigung mit moderner Ausrüstung reden. Hierzu sind die Kampfflieger das erste, beste und wirkungsvollste Mittel. Unsere Armee braucht Flügel. Und glaubwürdige Sicherheitspolitiker. Wer diskutiert schon mit dem Imam der örtlichen Moschee über die optimale Kelterung der Bordeaux-Weine Château Pétrus?

Christoph Mörgeli

Staatsheldinnen der Poch

Linksaussen ist heute Mitte:
eine kleine historische Tiefenbohrung.

Urs Paul Engeler

Als am 7. März 1985 die Berner Poch-Nationalrätin Barbara Gurtner die Motion «Schweizerisches Frauenmuseum» einreichte, hatte die ultralinke Frau gerade mal vierzehn Mitunterzeichnerinnen von ihrer Forderung überzeugt, der Bundesrat müsse «Vorschläge zur Darstellung und Erforschung der Geschichte, Kultur und Stellung der Frau in der Schweiz» präsentieren, die finanziellen und räumlichen Voraussetzungen dafür bereitstellen sowie für diese Pilgerstätte ein Betriebskonzept erarbeiten lassen. Das Ansinnen löste sich rasch in allgemeinem Gelächter auf, als der Zürcher SVP-Vertreter Rudolf Reichling zwei Wochen später den Vorstoss mit dem humorigen Postulat karikierte und konterte, der Bundesrat möge doch «prüfen, ob Massnahmen erwogen werden müssen oder sich aufdrängen, um die Schaffung eines schweizerischen Männermuseums zu verhindern». Beide Wünsche entschwanden rasch ins Reich des Absurden, wurden nie diskutiert und alsdann still abgehakt.

Doch die Geschichte ist nie tot. Irgendwann steigt jede Idee wieder aus ihrem Grab.

Als 2019, also 34 Jahre nach der Beerdigung der Idee eines nationalen Frauenmuseums, die Berner EVP-Nationalrätin Marianne Streiff den vergilbten Gurtner-Text aufstöberte und in Form einer lupenreinen Fotokopie rezyklierte, fand sie 33 Mitstreiterinnen, die wohl alle innigst hoffen, sich bald in der Galerie der gloriosen helvetischen Heroinnen selbst bewundern zu können. Per Unterschrift dabei waren so auch die FDP-Frauen Doris Fiala (ZH), Christa Markwalder (BE) oder

*Niemand im Rat der 200
Volksvertreter wagt es mehr, auch
nur ein Fragezeichen anzubringen.*

Isabelle Moret (VD). Dass am 9. Juni 2021 im Nationalrat eine satte Mehrheit von 94 zu 81 Stimmen dafür votierte, die Vergötterung der CH-Frau zur neuen Staatsaufgabe zu machen, überraschte dann niemanden. Zumal die neuen Mitte-Männer (vormals CVP) nahezu geschlossen Gerhard Pfisters Beispiel folgten und das Vorhaben unterstützten. Das Ja der Präsidentin der FDP-Frauen, der St. Gallerin Susanne Vincenz, ist sogar als offizielle Unterstützung dieser freisinnigen Organisation zu werten.

Der kurze Blick zurück zeigt zweierlei: Was die Feministinnen der liquidierten Poch vor dreissig Jahren echolos durchsetzen wollten, wird heute von Pfisters Mitte und FDP-Kreisen offiziell beklatscht. Und niemand im Rat der 200 Volksvertreter wagt es mehr, auch nur ein Fragezeichen anzubringen oder einen erhellenden Kontrapunkt zu setzen.

Dabei ist die Idee eines Frauenmuseums nicht nur antiquiert, sondern politisch schon längst nicht mehr korrekt. Öffentlich vertretbar wären derzeit einzig geschlechtsneutrale Kultstätten. Und jede Politikerin, deren Herz nicht allein für sich, sondern im Takt der Zeit schlägt, hätte auf einen Tempel für die Darstellung und Würdigung der Geschichte, Kultur und Stellung der diskriminierten LGBTIQ-Kämpferinnen drängen müssen.



Schweizer Granit: Gelingt Amherd der Fallrückzieher?

Einwanderer revitalisieren den Schweizer Fussball. Die Politik hat Rückstand auf die Marschtabelle.



Fussball ist wie Boxen. Im Stadion wie im Ring entscheiden die Treffer und nicht die Herkunft.

In meiner Jugend waren die Oberwalliser, fussballerisch gesehen, die Kosovo-Albaner der Schweiz. Keine Region unseres Landes hatte pro 80 000 Einwohner mehr Nationalspieler als wir. Beim gemeinsamen Nachlosen entschied die Armee: Der spätere Nationaltorhüter Erich Burgener war wegen seines Rückenleidens untauglich. Ich hatte keine vergleichbaren Röntgenbilder und diente in der Folge dem Vaterland als Soldat. Der geniale Werbespot der Migros, «Ich bin der Bregy», erinnert an diese Zeiten. Gegenwärtig halten wir Oberwalliser noch den alten und den neuen Fifa-Präsidenten.

Heute haben 18 der 26 Nationalspieler einen Migrationshintergrund. Sie haben es zu etwas gebracht, weil sie wild sind. Sie fahren mit dem Lambo vor. Lassen sich tätowieren. Fliegen einen Coiffeur ein, um sich die Haare blond färben zu lassen. Fliehen wie Breel Embolo nachts über Tankstellendächer. Haben nach wie vor null Bock, unsere Nationalhymne zu singen. Kritik der Bünzlis Schweiz schweisst sie zusammen.

Ist der Sieg gegen Frankreich, ist die heroische Niederlage gegen Spanien etwas für die Geschichtsbücher? Nicht so, wie es die Sportreporter meinen.

Die Schweiz hat die Menschen aus dem Balkan verdammt schnell und gut integriert. Genauer: diese sich. Der Beweis: Die SVP verzichtet seit längerem auf ihre Messerstecher-Plakate. Weil es viele aus dem Balkan überall in der Schweiz wirtschaftlich bereits sehr weit gebracht haben.

Welches sind die drei Faktoren dieses Erfolgs?

Keine Gettos: Im Gegensatz zu Deutschland sind in der Schweiz keine Gettos entstanden, in denen sich die zweite und die dritte Generation der Einwanderer – getrennt nach Ethnien – abschotten können. Und in denen sich Clans durchsetzen.

Lehre als Integration: Integration erfolgt über Arbeit. Die Berufslehre ist matchentscheidend. Hier können auch junge Frauen aus dem Bal-

Der Urnengang zum F-35 mutiert absehbar zur ersten Europa-Abstimmung.

kan zeigen, was sie drauf haben. Die Lehre ebnet einigen über die Berufsmatura sogar den Weg zu weiterführenden Studien.

Pelda und Keller: Der Journalist Kurt Pelda leuchtet immer wieder rechtsextreme, neu vorab islamistische Nester aus. Die inzwischen vielleicht etwas arg angespannte Saïda Keller-Messahli warnt uns vor dem Terror der Bärtigen. Statt immer mehr in ihre Sessel furzende Berner Schlapphüte brauchen wir mehr Öffentlichkeit, mehr Zivilgesellschaft.

Auch der Politik würde frischer Wind guttun.

Kein Befreiungsschlag 1: Die Schweiz bricht die Verhandlungen über das Rahmenabkommen ab. Ohne einen Plan B in der Schublade zu haben. Vladimir Petkovic kämpfte gegen Spanien auch ohne Granit Khaka gut. Dank Plan B.

Kein Befreiungsschlag 2: Deutschland will bis 2045 trotz viel Schwerindustrie klimaneutral

sein. Die Schweiz nicht einmal bis 2050. Weil wir nicht gewillt sind, Landwirtschaft und Alpwirtschaft mit Energieproduktion zu kombinieren – vorab dank bifazialen alpinen Solaranlagen. Professor Thomas Straumann will uns überflüssige Gaskraftwerke aufs Auge drücken. Während die Freunde der Atomenergie von einem neuen, teuren *Kügeli*-Atomreaktor-Zeitalter träumen. Und die ältesten Schrottblauben der Schweiz noch zehn Jahre länger laufen lassen wollen.

(K)ein Befreiungsschlag 3: Biden ist in Sachfragen der härtere Trump. Er schliesst keine Freihandelsabkommen ab. Trotzdem will die Schweiz den Amerikanern 36 überflüssige F-35-Bomber abkaufen. Selbst der Drei-Sterne-General André Blattmann – ein Freund der SVP – ist dagegen. Dank diesem unverdächtigen Kronzeugen werden SP, Grüne und GSoA die Abstimmung gewinnen.

Vielleicht will Viola Amherd genau das, nachdem sie sich in eine Beschaffungssackgasse manövriert hat. Deshalb war sie letzte Woche an der Pressekonferenz gutgelaunt wie nie zuvor und erst noch total entspannt. Die Blattmänner und die Europafreunde werden für Viola Amherd den F-35 vom Himmel holen. Der Urnengang zum F-35 mutiert absehbar zur ersten Europa-Abstimmung. Ein starkes Stück. Kein *Bubentrickli*, sondern offensichtlich eine geniale Frauen-«Bicicletta».

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

«Frauen sind Freiwild»

Unter Asylanten gelten Afghanen als besonders gefährlich. Das habe mit traditionellem Frauenbild, Gewaltskultur und geringer Bildung zu tun, sagt Afghanistan-Kenner Albert A. Stahel.

Urs Gehriger

Seit mehreren Jahren machen afghanische Migranten mit Gewalttaten Schlagzeilen. Am Montag wurde bei einem Messerangriff in einer Flüchtlingsunterkunft in Nordrhein-Westfalen ein Mann getötet. Der Tat verdächtigt wird ein Afghane, der seit 2015 in Deutschland lebt. Gemäss Zeugenaussagen soll er kurz vor der Tat «Allahu akbar» (Gott ist gross) gerufen haben.

Tage zuvor hat eine schreckliche Tat in Wien die Gemüter aufgewühlt (siehe Artikel S. 27). Mitten in der österreichischen Hauptstadt wurde ein dreizehnjähriges Mädchen Opfer eines Gewaltverbrechens. Es wurde unter Drogen gesetzt, sexuell missbraucht und starb den Erstickungstod. Seine Leiche wurde wie menschlicher Abfall bei einem Baum deponiert. Bei den mutmasslichen Haupttätern handelt es sich um zwei Asylbewerber aus Afghanistan im Alter von sechzehn und achtzehn Jahren.

Wie sind diese Taten zu erklären? Wir fragen Albert A. Stahel, 78, ehemaliger Professor an der Universität Zürich und Dozent für Strategische Studien an der Militärakademie der ETH. Stahel kennt Afghanistan von eigenen Studienreisen, pflegte persönliche Kontakte zu lokalen Führungspersonen und hat in Fachzeitschriften über Land und Leute publiziert.

Weltwoche: Herr Stahel, Sie sind mit den Kulturen am Hindukusch vertraut. Können Sie die scheussliche Tat von Wien einordnen?

Albert A. Stahel: Sie hat verschiedene Ursachen. Erstens hat sie mit dem Bildungsstand zu tun und mit dem in Afghanistan vorherrschenden Frauenbild. Vor allem bei den Paschtunen, die im Osten und Süden Afghanistans wohnen, ist der Wert der Frauen gleich null – sie sind Gebärmaschinen und dienen als Hauskraft. Zweitens haben die jungen Menschen, die aus Afghanistan zu uns kommen, von unserer Kultur und unseren Sprachen keine Ahnung. Drittens handelt es sich bei vielen der bei uns wohnhaften Afghanen um Hasara, das sind Nachkommen von Familien, die ursprünglich vor den Russen und später vor den Taliban in den Iran geflohen sind.

Weltwoche: Die Hasara sind nach den Paschtunen und Tadschiken die drittgrösste ethnische Gruppe in Afghanistan. Herrscht auch bei ihnen ein ähnlich negatives Frauenbild vor wie bei den Paschtunen?

Stahel: Auch bei den Hasara ist der Wert der Frauen gering, sie leben im familiären Rahmen als eine Art Haussklaven. Die Hasara sind Schiiten, eine Minderheit im Vielvölkerstaat Afgha-



«Es ist der Wille zur Abwehr des Fremden»:
Forscher Stahel.

nistan, und gelten als Aussenseiter. Sie sprechen Persisch. Vom Aussehen ähneln sie den Mongolen. Im Iran haben sie kaum Rechte, sie können nicht einmal arbeiten. Die Iraner missbrauchen sie und ziehen viele von ihnen als Söldner ein.

Weltwoche: Wie setzt sie der Iran auf dem Schlachtfeld ein?

Stahel: Die Iraner stellen sie vor die Wahl: Entweder wird die ganze Familie zurück nach Afghanistan ausgewiesen, oder die jungen Männer lassen sich zu Soldaten ausbilden und werden dann in Syrien auf Seiten von Präsident Assad, einem Verbündeten der Iraner, gegen die sunnitischen Aufständischen eingesetzt. Man spricht davon, dass es in Syrien eine ganze afghanische Division gibt, die praktische vollumfänglich aus

Hasara besteht. Einige dieser jungen Männer, die jetzt in Europa sind, waren Soldaten und haben Kriegserfahrung.

Weltwoche: Afghanen rangieren auf Platz zwei der Asylsuchenden in der Schweiz, direkt hinter Eritreern. 2020 betrug die Zahl der afghanischen Asylgesuche 1681. Warum kommen so viele Afghanen in die Schweiz?

Stahel: Das ist eine interessante Frage. Das Zielland ist eigentlich Deutschland. Die Freundschaft zwischen Deutschland und Afghanistan geht zurück auf die Zeit des Ersten Weltkrieges. Die deutsche Bundeswehr hatte bis vor kurzem das zweitgrösste Kontingent in Afghanistan. Doch Deutschland ist nicht unbedingt erpicht darauf, neben vielen anderen Zuwanderern auch noch eine grosse Zahl an Afghanen aufzunehmen. Vor allem wenn es sich um Afghanen handelt, die nicht verbunden sind mit der bestehenden afghanischen Diaspora in Deutschland, diese besteht vor allem aus Sunniten. Die Deutschen üben einen sanften Druck auf sie aus, das heisst, afghanische Flüchtlinge werden quasi abgeschoben und kommen zu uns, und wir sind bis anhin mit dieser Situation nicht ganz fertig geworden.

Weltwoche: Die Haupttäter von Wien waren sechzehn und achtzehn Jahre alt. Auffällig ist, dass bei afghanischen Flüchtlingen der Anteil der unbegleiteten Minderjährigen sehr hoch ist. In Österreich beträgt er 60 Prozent. Wie lässt sich diese hohe Zahl erklären?

Stahel: Erstens sind sie für ihre ganze Familie eine Art Vorhut, die die Situation auslotet. Zweitens sind viele von ihnen, nicht bloss die

«Warum kommen so viele Afghanen in die Schweiz?» – «Das Zielland ist eigentlich Deutschland.»

Hasara, ehemalige Soldaten. Nach afghanischer Tradition wird man bereits als Minderjähriger rekrutiert.

Weltwoche: Die österreichischen Behörden teilen mit, dass der ältere Haupttäter mehrfach straffällig geworden ist und kurz vor der



Eine absolute Macho-Welt.

Ausweisung stand. Zehn Prozent der in Österreich lebenden afghanischen Asylbewerber sind straffällig, sie stellen die höchste Straftäter-Quote aller Ethnien. In der Schweiz gibt es keine Statistik straffälliger Asylbewerber. Sie soll erst 2023 erstellt werden. Wir tappen also im Dunkeln, was die Gefährlichkeit von afghanischen Flüchtlingen in unserer Gesellschaft angeht?

Stahel: Die Schweizer Behörden sind sich offenbar nicht bewusst, welche Gäste sie eingeladen haben. Die Gewaltbereitschaft in Afghanistan ist sehr hoch. Bei den Paschtunen zum Beispiel, aus welchen sich die Taliban rekrutieren, wird ein sechzehnjähriger Junge bereits zum Waffenträger. Gemäss uralter Stammes-tradition erhält er vom Vater eine Waffe, was gleichbedeutend ist mit der Mannwerdung. Es herrscht das Paschtunwali, das Recht der Rache.

Weltwoche: Das Paschtunwali ist älter als der Islam. Welche Rolle spielt die Frau in dem archaischen Gesetz?

Stahel: Im Ehrenkodex gibt es drei zentrale Begriffe: *zan*, *zar* und *zamin*. Besitz von Frau, Gold und Land. Die Frau ist der Besitz des Mannes, über den er frei verfügen kann. Die paschtunische Gesellschaft ist eine absolute Macho-Welt. Wenn sie sich im Paschtunengebiet bewegen und den Fehler machen, einer Frau zu nahe zu treten, müssen sie damit rechnen, dass sie zum Objekt der Rache werden.

Weltwoche: Dann ist die Ehre des Besitzers verletzt?

Stahel: Die männliche Ehre, das sogenannte *nang*, ist im Paschtunwali unheimlich wichtig. Zur Ehre gehört der Besitz der Frau. Das Gesetz der Rache beginnt eigentlich im Zusammenhang mit einer Frau.

Weltwoche: Was läuft im Kopf eines jungen Afghanen ab, wenn er in die westliche Welt eintaucht und Frauen sieht, die sich gleich-

berechtigt mit dem Mann frei in der Gesellschaft bewegen?

Stahel: Eine Frau, die sich frei bewegt, ist in ihren Augen eine Hure. Da muss sie gar nicht knapp bekleidet sein, sondern einfach Teil der offenen Gesellschaft sein. Die Frau ist Freiwild, über das man verfügen und das man missbrauchen kann.

Weltwoche: Toleranz hat bei uns hohen Stellenwert. Bei der Fussball-EM sind Regenbogenfarben omnipräsent, als Zeichen der

«Es treffen zwei grundverschiedene Welten aufeinander. Sie haben nichts miteinander gemein.»

Solidarität mit LGBTQ-Menschen. Wie kommt der westliche Toleranzappell bei Migranten aus Afghanistan an?

Stahel: Der wird gar nicht zur Kenntnis genommen. Unsere Kultur ist grundsätzlich eine andere, verglichen mit allen Kulturen Afghanistans. Es treffen zwei grundverschiedene Welten aufeinander. Sie haben nichts miteinander gemein.

Weltwoche: Lassen sich junge Leute aus dem afghanischen Kulturkreis überhaupt integrieren?

Stahel: Es gibt bestimmt Jugendliche aus Afghanistan, die sich integrieren möchten. Und etliche aus der früheren Generation haben dies geschafft. Dies hat wiederum mit der Bildung zu tun. Andere wollen sich gar nicht integrieren lassen. Das müssen wir nüchtern zur Kenntnis nehmen. Wenn man die Sprache nicht lernen will, die Werte des Gastlandes nicht respektieren will, dann wird es nie funktionieren. Am schwierigsten ist es bei den Paschtunen. Und bei Jungen, die keine Bildung erhalten haben und dazu noch

im Kriegseinsatz waren, funktioniert es nicht. Dann haben wir den *clash of civilizations*, den Zusammenprall der Kulturen.

Weltwoche: Wie jüngst bekanntwurde, will die Schweiz die Ausschaffungen von abgewiesenen Asylsuchenden nach Afghanistan wiederaufnehmen. Dort sind nach dem Abzug westlicher Truppen die Taliban wieder auf dem Vormarsch. Jüngst sind Tausende afghanische Soldaten vor Taliban nach Tadschikistan geflohen. Ist die Rückführung unter diesen Vorzeichen verantwortbar?

Stahel: Wenn es sich um Hasara handelt, die im Iran aufgewachsen sind, dann gehören sie zurück in den Iran. Wenn es Hasara sind aus ihrem angestammten Gebiet in Bamiyan, dann müsste man sie dorthin zurückbringen, dort ist es ruhig und sicher. Nicht sicher ist der Südosten und Osten, Kandahar und Jalalabad, das sind Paschtunen-Gebiete. Übrigens, was die Armee betrifft, da muss man aufpassen. Wenn es paschtunische Soldaten sind, sind sie morgen Taliban. Ausserdem ist festzuhalten, dass die afghanische Armee, die die Amerikaner und die Deutschen aufgebaut haben, das Geld nicht wert ist, das sie gekostet hat.

Weltwoche: Der uralte Wehrwille der Afghanen stösst bei Schweizern auf eine gewisse Bewunderung. Wie die Afghanen waren wir lange ein Bergvolk. Selbst die mächtigsten Gegner wie Alexander der Grosse, Dschingis Khan, die Briten, die Sowjets und nun die Nato haben sich an den afghanischen Berglern die Zähne ausgebissen. Teilen Sie den Respekt vor der afghanischen Wehrhaftigkeit?

Stahel: «Wehrhaftigkeit» ist eigentlich der falsche Begriff. Es ist der Wille zur Abwehr des Fremden. Fremde, die in das eigene Stammesgebiet eindringen, werden hinausgedrängt. Das galt früher auch bei uns. Aber das ist lange her: im Hoch- und Spätmittelalter.

Falsche Lady Di

Diana war eine Prinzessin, die in einem Albtraum lebte.
Meghan ist ein Albtraum, der von einem Prinzen lebt.

Julie Burchill

Als in der vergangenen Woche – an dem Tag, an dem Diana sechzig geworden wäre – in London die mit Spannung erwartete Diana-Statue enthüllt wurde (und selbst ein grosser Diana-Fan wie ich muss zugeben, dass sie wie eine von einem mittelintelligenten Kind entworfene Ermahnung aussieht, beim Überqueren der Strasse vorsichtig zu sein), fragte ich mich unwillkürlich, was Meghan Markle, der Herzogin von Sussex, wohl durch den Kopf gehen mochte. Würde sie zwischen ihren Auftritten in der Suppenküche und im Obdachlosenheim eine kleine Pause einlegen, um die Zeremonie in ihrer schicken Villa in Montecito am TV zu verfolgen, während ihr Ehemann das Beste aus seinem Besuch bei jenen weissen Suprematisten machte, die sich «Royal Family» nennen? Es ist nur so eine Fantasie, aber vielleicht dachte Meghan: «Meine Statue wird viel schöner sein [. . .] mit ein paar süssen Kätzchen und Welpen, die zu meinen Füssen herumtollen [. . .], und vielleicht mit einem Heiligenschein, einem ganz kleinen!»

Charaktereigenschaften in Flakons

Das waren nicht die edelsten Gedanken während einer Zeremonie zu Ehren eines Menschen, der zu den beliebtesten und besonders schmerzlich vermissten öffentlichen Figuren unserer Nation zählt. Aber das Image von MM als einer Frau, die sich nur dafür interessiert, welchen Eindruck sie macht, ist so wirkmächtig, dass man bei jedem Auftritt der Windsors an sie denken muss – und daran, welchen Spin sie der Sache geben wird. Wir wissen, dass Lügen – beziehungsweise das, was die Sussexes scheinheilig «fortgesetzte Unwahrheiten» nennen – zu ihrer Pseudo-Abdankung gehören. Die geheime Eheschliessung, die nie stattfand. Der finanzielle Verlust, der darin bestand, dass ein Fünfunddreissigjähriger von seinem Vater zwei Millionen Pfund für den Umzug bekam. Kein Wunder also, dass es hinsichtlich des Verhältnisses zwischen der Herzogin und ihrer verstorbenen Schwiegermutter «unterschiedliche Erinnerungen» gibt.

Markle behauptet zwar, sie habe sich während ihrer kalifornischen Kindheit nicht für die Windsors interessiert, aber ihre beste Freundin von da-



Schmerzlich vermisst: Diana.

mals, Ninaki Priddy, erzählte der *Daily Mail* im Jahr 2017: «Die Verlobung hat mich überhaupt nicht überrascht – man könnte fast sagen, dass sie all die Jahre darauf hingearbeitet hat. Sie war immer fasziniert von der königlichen Familie – sie will eine Diana 2.0 sein.» Nachahmung mag die ehrlichste Form von Schmeichelei sein, aber wenn eine Frau beim ersten Date ein ähnliches Parfüm trägt wie die verstorbene Mutter des Mannes, dann hat das etwas von «Single White Female». Dumm für Markle, dass Charaktereigenschaften sich nicht in ähnlicher Weise in Flakons abfüllen lassen, was die Feindseligkeit erklärt, die ihr in dem Land, das sie anfänglich willkommen hiess, inzwischen entgegenschlägt.

Tatsächlich haben die beiden Frauen sehr wenig gemeinsam. Diana war ein unberührter Teenager, als sie dem Medienzirkus zum Frass geworfen wurde, Meghan eine geschiedene Frau, die sich in der Welt umgesehen hatte. Diana genoss zwar die öffentliche Bewunderung, nachdem sie erkannt hatte, dass ihr Gatte auf eine andere stand, aber sie war nicht von Natur aus gierig nach Aufmerksamkeit, und auch wenn sie aus einer aristokratischen Familie kam, war es ihr

nicht wichtig, sich als Debütantin zu offenbaren. Meghan war immer nur Model und Schauspieler, die das Scheinwerferlicht suchte. Diana fand nichts dabei, als Putzfrau und Kindergärtnerin zu arbeiten, Meghans «schlimmster» Job war «freischaffende Kalligrafin». Diana engagierte sich für angefochtene Organisationen, die darüber aufklären wollten, dass Aids nicht durch flüchtige Berührungen übertragen wird. Meghan schrieb Botschaften auf Bananen für Sexarbeiterinnen. Diana wurde von ihrem Mann als «Märtyrerin» verspottet, weil sie Linienflüge nahm. Meghan liebt Privatjets, weil man als Mensch mit dem richtigen sozialen Bewusstsein keinen CO₂-Fussabdruck hinterlässt. Diana besass Humor und konnte vor allem über sich selbst lachen. Meghan wirkt völlig humorlos und würde wahrscheinlich lieber Chlorhühnchen essen, als sich selbst auf die Schippe zu nehmen. Diana verzauberte uns, schlug uns in ihren Bann, weil wir fanden, sie brauche unsere Liebe, nachdem ihr Prinz klargestellt hatte, dass er ihre Liebe nicht brauchte. Meghan pirschte sich an den Prinzen heran, küsste ihn wach und entführte ihn nach La-La-Land. Diana war eine Prinzessin, die in einem Albtraum lebte, Meghan ist ein Albtraum, der von einem Prinzen lebt.

Eingestandene Schwächen, hehre Ideale

Sicher, über den modernen Wellness-Zirkus hätten sie wohl für kurze Zeit eine Beziehung herstellen können. Gut vorstellbar, wie die beiden in einem eleganten Spa nebeneinander liegen, probiotischen Kombucha schlürfen und ernsthaft über «Empowerment» diskutieren. Aber sie hätten sich bald zerstritten – nicht nur, weil beide regelmässig Vertrauenspersonen vor den Kopf gestossen haben, was so ziemlich für alle faszinierenden Frauen gilt. Vor allem aber, weil Diana sich um Tugend bemühte, während Meghan sich auf das Zurschaustellen von Tugend spezialisiert hat. Und deshalb wird die eine, trotz all ihrer eingestandenen Schwächen, immer geliebt – und die andere, mit ihren hehren Idealen, zunehmend verachtet.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Schlechte Verlierer

Der Bundesrat hat den Rahmenvertrag begraben, weil eine Einigung nicht möglich war. Mit einem nebulösen Gutachten versuchen EU-Turbos, den Entscheid juristisch zu kippen.

Hubert Mooser

Der renommierte Rechtsprofessor Thomas Cottier ist ein erklärter EU-Turbo. Nun hat er im Fachmagazin *Jusletter* eine These verbreitet, die es sogar auf die Titelseite der *Sonntagszeitung* schaffte. Nach der Meinung von Cottier, die er in ein «Gutachten» verpackte, soll der Bundesrat die Verfassung verletzt haben, als er die Verhandlungen über ein institutionelles Rahmenabkommen mit der EU ohne Zustimmung des Parlamentes abbrach. Dieser Entscheid könne nicht allein von der Regierung getroffen werden, so die Begründung, weil er weitgehende Konsequenzen habe. Auch die Volksrechte seien dabei ausgehebelt worden. Das Parlament müsse und solle jetzt korrigierend eingreifen.

Es ist unschwer zu erkennen, dass der emeritierte Rechtsprofessor mit seinem Aufsatz den Teppich auslegen will für eine von der Operation *Libero* angekündigte Volksinitiative zu den bilateralen Beziehungen zwischen der Schweiz und der EU. Parlamentarische Vorstösse zielen in die gleiche Richtung.

Neue Super-Guillotine

Selbstverständlich ist Cottier so frei wie jeder andere, seine Meinung zu äussern. SVP-Chef Marco Chiesa findet es allerdings fragwürdig, dass er sich im Namen der Wissenschaft in politische Entscheide einmischt. Der Rechtsprofessor gehöre zu den Kreisen, welche die Schweiz in die Nähe der EU rücken wollten, erinnert er. Das mache seine «Expertenmeinung» nicht eben glaubwürdiger.

Chiesa ist überzeugt: «Mit dem Verhandlungsabbruch hat der Bundesrat keinen Schaden verursacht, sondern Unheil von der Schweiz abgewendet.» Der Tessiner wirft auch die Frage auf, wo die Rechtswissenschaftler mit ihren Bedenken waren, als das Parlament bei der Nichtumsetzung der Masseneinwanderungsinitiative die Verfassung ritzte.

Mit dem fertig ausgehandelten Rahmenvertrag wäre ein grosser Souveränitätsverlust verbunden gewesen. Das räumte selbst der frühere Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann in einem Gastbeitrag in der *NZZ*

ein. Das sehen auch frühere Spitzendiplomaten so. Nur schon die institutionellen Teile des Abkommens waren eine Zumutung gewesen. Wir hätten künftiges EU-Recht übernehmen müssen, bei Unstimmigkeiten hätte uns faktisch der EU-Gerichtshof beurteilt, bei Ungehorsam hätten EU-Sanktionen gedroht.

Über dieser Fehlkonstruktion schwebte wie ein Damoklesschwert eine neue Super-Guillotine. Bei einer Kündigung des Rahmenabkommens wären alle bestehenden und künftigen

Anders als Cottier andeutet, hat sich das Parlament ausführlich mit dem Vertrag auseinandergesetzt.

Marktzutrittsabkommen dahingefallen. Ein Vertrag, der einem die Freiheit nimmt, eine Weiterung abzulehnen, ohne dass dies einschneidende Folgen hat, ist keine gegenseitige Vereinbarung, sondern schlicht Unterwerfung.

Anders als dies Professor Cottier unterschwellig andeutet, hat sich das Parlament in jeder Beziehung ausführlich und ausgiebig mit

diesem Vertrag auseinandergesetzt. Der Bundesrat und Aussenminister Ignazio Cassis (FDP) haben nach dem Ende der Verhandlungen durch Staatssekretär Roberto Balzaretti das Papier dem National- und Ständerat zur Konsultation vorgelegt. Dieser Schritt wurde damals als «wenig mutig» kritisiert. Cassis wolle die heisse Kartoffel an das Parlament weiterreichen, hiess es.

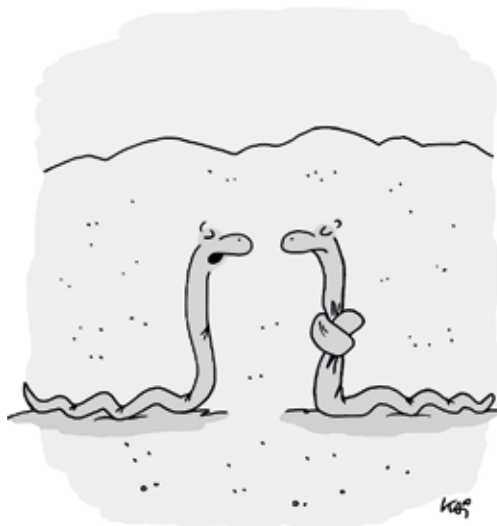
Ständeräte wie Ruedi Noser (FDP) nervten sich sogar darüber, dass das Parlament der Landesregierung in die Quere kam. Inhaltlich ging es bei den Beratungen nebst den oben erwähnten institutionellen Fragen auch um die bekannten umstrittenen drei Punkte: Lohnschutz, Unionsbürgergerichtlinie und staatliche Beihilfen, die der Bundesrat selber schon als rote Linien markiert hatte.

Scheiterns ist Teil jeder Verhandlung

Die EU hatte sich unnachgiebig gezeigt und schloss Nachverhandlungen explizit aus. Deshalb war ein Scheitern des Rahmenvertrags im Parlament ebenfalls ein Thema. Der Luzerner Ständerat Konrad Graber (CVP) forderte das Siebnergremium während der Debatte im Juni 2019 auf, sich auch damit auseinanderzusetzen.

Die roten Linien waren definiert. Der damalige Präsident der Aussenpolitischen Kommission, Ständerat Filippo Lombardi (CVP), gab via *NZZ* den Tarif durch: Nur wenn die umstrittenen Punkte geklärt seien, dürfe der Bundesrat den Vertrag unterzeichnen. Lediglich die Grünliberalen und ein paar Sozialdemokraten wollten den Vertrag auch ohne Retuschen unterzeichnen. Gross war der Widerstand auch in der Öffentlichkeit. Bloss um die 20 Prozent der Befragten waren damals der Meinung, man solle den umstrittenen Rahmenvertrag subito unterschreiben.

Als der Bundesrat die Reissleine zog, geschah dies im Sinne der Erwägungen, die auch bei den Beratungen im National- und Ständerat in Betracht gezogen worden waren. Die Möglichkeit eines Scheiterns ist Teil jeder Verhandlung. Die Versuche von EU-Turbos wie Cottier, den toten Rahmenvertrag juristisch wiederzubeleben, zeugen von schlechten Verlierern.



„Bist du eigentlich immer noch so vergesslich wie früher?“

Stoppt den Wahnsinn!

Die Gender-Bewegung bearbeitet Kinder von früh an, mit verheerenden Resultaten. Auch in anderen Bereichen zeitigt die gefährliche Ideologie schlimme Folgen.

Birgit Kelle

Wenn Genderpolitik auf die Realität prallt, wird Toleranz zur platzen- den Seifenblase. Die zunehmende Aggression der Akteure der LGBT-Szene bei gleichzeitiger Ahnungslosigkeit, Naivität, aber auch Angst ihrer politischen Gegenspieler ist das Geheimnis des Erfolges einer Bewegung, die nun seit fast drei Jahrzehnten auf allen weltpolitischen Ebenen eine Schneise durch Medien, Parteien, Parlamente und sogar Kirchen geschlagen hat. Erste Länder im angelsächsischen Raum rudern nun zaghaft, wenn auch hilflos zurück, nachdem die dunkle Seite hinter der Regenbogenideologie die neuen Opfer unübersehbar gemacht hat: echte Frauen und Kinder, die man nun aus genau jenem Brunnen retten muss, in den man sie vorher im schillernden Regenbogenrausch hineinwarf.

Lackmustest und Eingangsritus

Nirgendwo kristallisiert sich die Zuspitzung im Thema derzeit sichtbarer heraus als in der aktuellen Debatte um die Verwendung von Gendersprache in Medien, Schulen, Universitäten, aber auch Parlamenten. Denn es werden nicht nur Schulmaterialien, Parlamentsanträge der «Grün*innen» oder Flyer einschlägiger Diversity-Regierungsstellen sprachlich gegendert, sondern auch ganze Stadtverwaltungen oder Ministerien wie etwa das Verkehrsministerium.

So wie die Zustimmung zur Abtreibung als Lackmustest und Eingangsritus für die geweihten Hallen der feministischen Allianz gewertet werden darf, ist die Frage, ob jemand willig ist, sich im Namen von «Toleranz», «Diversity» und «Geschlechtergerechtigkeit» sogar an der mutwilligen Vernichtung seiner eigenen Muttersprache zu beteiligen, zum neuen Erkennungsmerkmal der Szene avanciert. Entsprechend ist Gendersprache in Wahrheit keine Sprache, sondern eine demonstrativ vor sich hergetragene Haltung, ein neues Glaubensbekenntnis, um sich selbst moralisch hochwertig zu inszenieren und sein Gegenüber zu belehren. Im kunstpausenartigen Gender-Schluckauf einer Anne Will findet der Proto-



Toleranzfestspiele aus dem totalitären Lehrbuch: Transgender-Model Maya Mones.

typ gendergerechten Gutmenschentums dann seinen allsonntäglichen, medialen Orgasmus.

Moralisch obenauf sind heute also jene, die jede erdenkliche Minderheit, identitäre Gruppe und deren Forderungen im Namen eines sogenannten «intersektionalen Genderfeminismus» bedingungslos unterstützen. Die antikapitalistische, postkolonialistische, anti-rassistische, junge, tierliebe, queer-vegane No-Border-Feministin wird durch normale Vater-Mutter-Kind-Familien getriggert, die sie als reaktionäres Konstrukt alter weisser Männer bekämpfen muss. Wer widerspricht, gilt entsprechend als *hate speaker*, homophob, neuerdings vor allem transphob, antifeministisch,

intolerant und sehr wahrscheinlich auch als rechtsradikal.

Wie aus dem totalitären Lehrbuch geschnitten, gehorchen Politiker, Unternehmen und Institutionen und wickeln sich brav zum Begehen der alljährlichen Toleranzfestspiele der westlichen Welt, auch «Pride Month» genannt, in Regenbogenfahnen, um in voraus-eilendem Gehorsam zu signalisieren, dass man bereit ist, die neue sexuelle Vielfalt euphorisch zu beklatschen. Jedenfalls solange es einem wirtschaftlich nicht schadet. Deswegen verzichten dieselben global agierenden Unternehmen auf das LGBT-Bekenntnis in arabischen Staaten, und auch die Fussball-WM in

Katar ist nicht gefährdet, obwohl Frauen und Schwule dort nur den gesellschaftlichen Status eines Haustieres besitzen.

Strategie der Szene

Wie eine Verweigerung der Unterwerfung unter die neuen LGBT-Regeln geahndet wird, davon kann Ungarn gerade berichten. Bis auf EU-Ebene hinauf wird wegen einer nationalen und souveränen Entscheidung zum ungarischen Sexualkundeunterricht mit Sanktionen gedroht. Die deutsche Vizepräsidentin des EU-Parlaments, Katarina Barley, nennt Viktor Orbán auf Twitter offen einen «Diktator». Die deutsche Debatte, ob beim EM-Spiel Deutschland gegen Ungarn die Münchner Allianz-Arena als Protest gegen Ungarn regenbogenfarben leuchten solle, zeigte exemplarisch die Strategie der Szene: Toleranz reicht nicht mehr. Es wird Akklamation erwartet, Widerspruchlosigkeit. Man stelle sich vor, ein deutscher Nationalspieler hätte gegenüber der Presse sein Wohlwollen verweigert, sich auf dem Spielfeld instrumentalisieren zu lassen. Wie lange würde er dem Kader noch angehören, bevor die Meute ihn als intolerant vom Hof jagt?

Weniger präsent im medialen Diskurs, dafür umso besorgniserregender sind die Kollateralschäden einer Genderpolitik, die gesetzlich Ernst macht mit einem Paradigmenwechsel bei der Definition von Geschlecht: weg von biologischen Fakten hin zur sogenannten Selbstbestimmung. Mit der fiktionalen Behauptung einer «non-binären, zwangsheteronormativen» Welt hat die Genderdebatte ein neues Level erreicht: Wissenschaftliche Realitätsverweigerung ist jetzt politische Agenda. Die Folgen des rasanten Aufstiegs vor allem der Transbewegung tragen weltweit vor allem zwei Bevölkerungsgruppen: biologisch echte Frauen und Kinder.

Erstere sind vor allem im angelsächsischen Raum überall dort mit massiven Angriffen und Verlusten konfrontiert, wo die «Selbstidentifizierung» von Geschlecht bereits Gesetz ist. Als Folge erleben wir ein Kapern bisheriger Frauendomänen, angefangen bei bislang sicheren Orten wie Frauenhäusern, Umkleidekabinen, aber auch Frauengefängnissen. In Grossbritannien etwa, wo sogar verurteilte Sexualstraftäter, die sich als Transfrau «identifizierten», tatsächlich in Frauengefängnisse überstellt wurden und dort erneut übergriffig wurden. Aber auch der Profi-Sport der Damen steht überall dort vor dem Aus, wo heute selbsternannte Transfrauen dank Geschlechterwechsel die Siegerpodeste stürmen.

Jene, die gerade noch für die Rechte von Transmenschen ganze Sportstadien in Regenbogenfarben erstrahlen lassen wollten, können selbst nicht erklären, warum es tolerant sein sollte, dass selbsternannte «Frauen» neuerdings den echten Frauen Medaillen und Sport-

Stipendien rauben. Konkrete Beispiele finden sich bereits in der Leichtathletik, im Bahnrennfahren, Gewichtheben und auch im Handball.

Die feministische Szene ist hier gespalten in jene, die das Problem der geraubten Weiblichkeit verstehen, und jene, die in blindem Gehorsam einer paradoxen Ideologie folgen, in der kein einziges Merkmal von Weiblichkeit als natürlich anerkannt wird. Aber für welche Frauen kämpft dieser Feminismus, wenn sich neuerdings sogar der «angry white man» durch einen reinen Sprechakt zu Frauen erklären darf? Juristisch spannend wird es, wenn die installierten Frauenquotenposten erstmals von Transfrauen beansprucht werden.

Pubertät ist keine Krankheit

Das dunkelste Kapitel der Genderbewegung ist aber ohne Zweifel, dass sie Kinder vom Kindergartenalter an mit ihren queeren Vorstellungen überfüttert. Im Ergebnis registrieren medizinische Fachleute weltweit eine Explosion der Zahlen von Kindern, die in Genderkliniken vorstellig werden und glauben, im falschen Körper zu leben. Von Netflix bis zu «Germany's Next Topmodel» wirkt die mediale und einseitig positiv konnotierte Überfrachtung

Die Kliniken in München und Hamburg verzeichnen eine Verfünfachung der Fallzahlen.

mit dem Thema und trifft auf eine zunehmend identitätsverunsicherte Jugend. Die Kliniken in München und Hamburg verzeichnen eine Verfünfachung der Fallzahlen, die Tavistock-Klinik in London gar eine Steigerung um den Faktor 5000 bei pubertierenden Mädchen. Genderkliniken in Melbourne und Perth haben statistisch belegt, dass es bei über 40 Prozent der Patienten eine frappierende Korrelation von diagnostiziertem Autismus gibt. Immer jüngere Kinder werden bereits vor Eintritt in die Pubertät mit sogenannten Pubertätsblockern versorgt. In den USA werden teilweise bereits Kinder ab zehn Jahren behandelt.

Wobei «behandelt» der falsche Begriff ist, da Pubertät keine Krankheit, sondern einen

Normalfall darstellt, der nun dauerhaft und irreversibel verhindert wird. Auf der langen Liste der Nebenwirkungen stehen unter anderem Unfruchtbarkeit, Verlust der Knochendichte, Schäden an Knochenwachstum, bei der Gehirnentwicklung, psychische Störungen.

Verräter an der Sache

Erstmals hat mit dem High Court in London nun ein Oberster Gerichtshof vergangenen Herbst geurteilt, dass Kinder unter sechzehn Jahren grundsätzlich nicht einwilligungsfähig seien für eine «Behandlung» mit Pubertätsblockern, weil sie nicht die geistige Reife zur Einwilligung in die Folgeschäden haben. Ärzte, die es dennoch tun, begehen jetzt also eine Körperverletzung. Geklagt hatten zwei Mädchen, eines davon autistisch, die in den Sog dieses Automatismus geraten waren und heute mit verstümmelten Körpern die Folgen der Geschlechterreise Frau-Mann und zurück erdulden. Die LGBT-Szene fühlt sich nicht für sie zuständig. Im Gegenteil, sie sind doch Verräter an der Sache. Laut Theorie sollten sie nämlich bedingungslos glücklich sein. Zumindest der britische nationale Gesundheits-service hat eine Kehrtwende um 180 Grad hingelegt und gesteht inzwischen ein, was man davor kategorisch abtritt: dass diese Hormonbehandlung an Kindern Langzeitschäden verursachen kann und weite Teile der Folgen gar nicht erforscht sind. Es wird wohl erst amerikanische Schadenersatzklagen mit Millionenforderungen brauchen, um eine weltweite Umkehr und Vorsicht auszulösen.

Unverdorren wurden in Deutschland dennoch gerade erst drei verschiedene Gesetzesentwürfe zum Geschlechterwechsel diskutiert. Was alle Entwürfe von Grünen, FDP, SPD und CDU/CSU einte, war die Forderung nach einer ärzteunabhängigen «Selbstbestimmung» von Geschlecht auch für Kinder ab vierzehn Jahren, im Zweifel mit Hilfe der Jugendgerichte gegen den Willen der Eltern. Politiker, die in der Mehrheit nicht einmal den Unterschied zwischen Trans- und Intersexuellen erklären können, haben zudem 2020 ein Gesetz erlassen, das es Fachärzten inzwischen unmöglich macht, die Transition eines Kindes noch kritisch zu hinterfragen. Sie drohen dadurch zu verbotenen «Transheilern» zu avancieren, ein Jahr Gefängnis inklusive. Man bestraft also inzwischen Ärzte, die Kinder von diesem Weg abbringen wollen, und nicht jene, die ihre Körper unwiderruflich schädigen. Aber wen interessiert das schon auf dem glorreichen, regenbogenfarbenen Weg zu mehr Toleranz?



Birgit Kelle ist eine deutsche Journalistin und Sachbuchautorin. Zuletzt von ihr erschienen: Noch normal? Das lässt sich gendern! Finanzbuch-Verlag, 304 S., Fr. 19.90

Schlacht der Generäle

Streitereien in der Armee gefährden den Kauf des F-35-Kampffjets.

Jetzt schaltet Peter Merz, der neue Kommandant der Luftwaffe, in den Angriffsmodus.

Marcel Odermatt

Ein gelernter Lastwagenmechaniker wird verantwortlich sein für die 36 amerikanischen Kampffjets des Typs F-35A, die Verteidigungsministerin Viola Amherd für gut fünf Milliarden Franken anschaffen will. Auf Divisionär Peter «Pablo» Merz, seit 1. Juli neuer Kommandant der Luftwaffe, wartet die wichtigste Beschaffung der Schweizer Armee seit Jahrzehnten.

Der 53-jährige ausgebildete Ingenieur FH steht nicht nur militärisch vor einer Herausforderung. Auch politisch werden die nächsten Jahre, bis das Fluggerät aus Fort Worth, Texas, zum ersten Mal abhebt, zum Hochseilakt. Die Linken wollen die Tarnkappenbomber mit einem Volksbegehren zum Absturz bringen, die unterlegenen Anbieter, die ihre Flugzeuge nicht verkaufen können, lancieren Indiskretionen, und armeeinterne Heckenschützen bringen sich in Stellung.

Grätsche des Ex-Korpskommandanten

Die ersten Salven feuerte ausgerechnet alt Korpskommandant André Blattmann ab. Es brauche maximal zwanzig neue Jets, bilanzierte der ehemalige Chef der Armee in einem Papier, das die NZZ publik machte. Ein Frontalangriff auf Merz, der seit Anfang 2018 als Projektleiter «Neues Kampfflugzeug Luftwaffe» amtiert und seit Dezember auch Programmauftraggeber und Vorsitzender Programmausschuss des Programms Air 2030 ist.

Auf die Einschätzungen von Blattmann angesprochen, reagiert der hohe Militär entsprechend pikiert: «Diese Aussagen von Herrn Blattmann sind weder nachvollziehbar noch korrekt. Im Gegenteil: Sie sind falsch.» Die Anzahl der 36 F-35A sei nämlich das Resultat von präzisen, durchdachten Berechnungen. Merz nennt ein Beispiel: «Nehmen wir an, zwei Länder in Europa führten einen bewaffneten Konflikt. Dann bräuchten wir diese Menge an Kampffjets, um über eine längere Zeit durchhaltefähig zu sein.»

Sicher ist, dass sich die Armee keinen Streit leisten kann, wenn die US-Flieger tatsächlich in die Lüfte gehen sollen. Merz: «Ja, alle, die

für die Luftwaffe eintreten, sollten diesen Entscheidung akzeptieren und geschlossen dafür eintreten und nach vorne schauen. Auseinandersetzungen liegen keine drin.»

Denn die Linke wird den Kampffjet nicht nur via Volksbegehren zu verhindern versuchen. Auch im Parlament streut sie Skepsis. Exponenten der Grünen und der SP zweifeln die Arbeit und die Kompetenz von Viola Amherd



«Blattmanns Aussagen sind falsch»: Divisionär Merz.

und Peter Merz und deren Leuten offen an. Sie fordern, dass der National- und der Ständerat die Umstände der Auswahl untersuchen. Es gehe schliesslich um viel Geld, heisst es.

Doch das ist nur bedingt richtig. Während die Verteidigungsausgaben der Schweiz auf dem Niveau von Mitte der neunziger Jahre verharren, als die Schweiz letztmals Kampffjets kaufte, explodierten andere staatliche Aufwendungen. 1995 machten die Gesamtausgaben von Bund, Kantonen und Gemeinden noch 139 Milliarden Franken aus; 2019, noch vor Corona, waren es bereits 238 Milliarden.

Die Kosten des Bundes für Soziales gingen im gleichen Zeitraum durch die Decke, von 10,6 auf 22,7 Milliarden Franken pro Jahr. Zum Vergleich: Die Beschaffungs- und Betriebskosten für den US-Flieger sollen laut Berechnungen des Verteidigungsdepartementes bei der vorgesehenen Nutzungsdauer von dreissig Jahren

insgesamt 15,5 Milliarden Franken ausmachen. Die Sozialkosten werden sich im selben Zeitraum auf 681 Milliarden Franken belaufen, sofern die jährlichen Ausgaben nicht noch weiter ansteigen, was allerdings zu erwarten ist.

Sicher ist: In den eidgenössischen Räten droht dem F-35A die geringste Gefahr. Eine solide bürgerliche Mehrheit wird für den Kampffjet votieren, «Die Mitte» wird ihrer eigenen Bundesrätin loyalen Geleitschutz geben.

F-35 dank Gripen-Flop

Interessant ist auch, wie sich die Niederlage 2014 bei der Abstimmung über das Kampfflugzeug Gripen für die Luftwaffe zum grossen Vorteil gedreht hat. Weil der Souverän nein sagte zum vergleichsweise schwachbrüstigen schwedischen Jet, erhält die Armee mit dem F-35A nun das weltweit modernste Fluggerät.

Während der damalige SVP-Verteidigungsminister Ueli Maurer 22 Gripen für 3,1 Milliarden Franken kaufen wollte und immer wieder betonte, das Flugzeug sei «mit Abstand der günstigste Flieger», es müsse nicht «immer das Beste vom Besten sein», und für die Schweiz sei «der Gripen gut genug», zündet «Die Mitte»-VBS-Chefin Viola Amherd den Nachbrenner. Dank ihr und dem vermeintlichen Gripen-Flop bekommen die Militärs ihre moderne Topwaffe.

Die Linken müssen sich selber an der Nase nehmen. Weil sie das Referendum gegen den Gripen ergriffen hatten, machten sie den Deal mit den Amerikanern überhaupt möglich. Ein Pyrrhussieg, wie er im Buche steht.

Merz freut sich auf jeden Fall, wenn der F-35 eines Tages abhebt. Angst vor einem Abstimmungskampf hat er keine. «Wir haben gute Argumente auf unserer Seite. Als Kommandant der Luftwaffe ist es meine Aufgabe, sachlich über die Beschaffung des Kampffjets zu informieren.» Das werde er tun, unabhängig davon, ob es zu einer Abstimmung komme oder nicht.

Selber ins Cockpit steigen wird der ehemalige Fluglehrer nicht mehr. «Das überlasse ich den Jungen. Im Gegensatz zum F/A-18 ist der F-35 ein Einsitzer. Deshalb wird es zu keinem Flug von mir mit dem neuen Jet kommen.»

Migrationsversager Kurz

Österreichs Kanzler Sebastian Kurz präsentiert sich als Hardliner.

In Wahrheit werden mehr Asylbewerber ins Land gelassen als je zuvor – mit tödlichen Folgen.

Peter Westenthaler

Österreich ist geschockt und wütend zugleich. Die dreizehnjährige Leonie wurde in Wien auf bestialische Weise mit Drogen gefügig gemacht, mehrfach brutal vergewaltigt, schliesslich ermordet und dann wie Abfall an einem Baum abgelegt. Als dringend tatverdächtig gelten vier Asylbewerber aus Afghanistan – mehrfach vorbestraft! Alleamt hätten sie längst abgeschoben werden müssen.

So weit, so traurig. Hinter der grausamen Tat steckt ein eklatantes Versagen von Politik und Behörden, das den Tätern trotz Abschiebepflicht zu einem teils jahrelangen weiteren Aufenthalt in Österreich samt Zuteilung von Sozialwohnung und 60 000 Euro Sozialhilfe verhalf. Wer trägt nun die politische Verantwortung für diesen tödlichen Skandal?

Schuld sind immer die anderen

In erster Linie ein völlig abgehobener, realitätsferner und derzeit gerade im Korruptionssumpf versinkender Klüngel von türkisen (Parteifarbe der ÖVP) Machthabern rund um Kanzler Sebastian Kurz. Sie drehen und wenden sich die aktuelle Tagespolitik, wie sie es brauchen. Die Staatsanwaltschaft ermittelt zurzeit gegen nahezu die gesamte ÖVP-Führungstruppe (inklusive Kanzler Kurz als Beschuldigter) in unterschiedlichen Strafverfahren, von falschen Zeugenaussagen bis Bestechlichkeit und Korruption. Moralische Grundsätze oder stringente politische Linien wurden abgeschafft. Es wird das geboten, was gerade opportun erscheint. Schuld sind sowieso immer die anderen, wie auch im Fall Leonie.

Warum wurden die straffälligen Afghanen nicht längst abgeschoben? Antwort des Kanzlers: «Wir werden weiterhin gegen einen Stopp der Abschiebungen nach Afghanistan eintreten.» Wie bitte? Eine klassische Verklärung der Realität, um für das Publikum den Eindruck von Härte zu vermitteln. Während tatsächlich Tausende, teils mehrfach straffällige Afghanen als Asylanten im Land verweilen dürfen, gaukelt Kurz vor, dass ja eh streng abgeschoben wird. Das Gegenteil ist der



Schein und Wirklichkeit:
Regierungschef Kurz.

Fall. Der mutmassliche Haupttäter, der auf elf Vorstrafen samt Gefängnis kommt, kam 2015 mit der Flüchtlingswelle nach Österreich. Es war Kurz, der damals als Aussenminister zu den Willkommenskutschern der ersten Reihe zählte und somit auch den späteren Mörder

Warum wurden die straffälligen Afghanen nicht längst abgeschoben?

von Leonie willkommen hiess. Österreich habe zu wenig Willkommenskultur, liess Kurz damals genauso ausrichten wie seine Überzeugung, dass Zuwanderer intelligenter als Österreicher seien und der Islam zu Österreich gehöre. Das war eben damals europaweit politisch opportun.

Heute will der Hütchenspieler im Kanzleramt freilich davon nichts mehr wissen. Inszeniert er sich doch jetzt als Hardliner, der quasi im Alleingang die Balkanroute geschlossen hat und keinen Flüchtling mehr ins Land lässt. Aber auch hier gehen Schein und Wirklichkeit weit auseinander: Österreich

nahm unter Kurz im Corona-Jahr 2020 14 775 Asylanten auf und somit mehr als die USA. Der zweite Tatverdächtige im Mordfall Leonie kam erst vor zwei Monaten während des Corona-Lockdowns (!) nach Österreich. In Wahrheit wurden unter der Regierung Kurz mehr Asylbewerber ins Land gelassen als je zuvor. Aber der Kanzler gaukelt weiter eine strenge Asylpolitik vor, um sich am rechten und eigentlich oppositionellen Wählermarkt zu bedienen.

Umfragewerte sinken

Die Wahrheit ist der ÖVP dabei egal. Denn die Wahrheit ist, dass der so furchtbare Fall Leonie das Scheitern der Kurz-Regierung richtig deutlich macht. Was hindert die Regierung eigentlich daran, alle straffällig gewordenen Asylanten sofort abzuschieben? Wer hier Schutz sucht, aber seine Beschützer attackiert, der hat jegliches Schutzrecht verloren. Dänemark nimmt unter einer sozialdemokratischen Regierung keinen einzigen Asylanten mehr auf. Asylanträge können überhaupt nur noch aus dem Ausland gestellt werden, und Staaten wie Afghanistan und Syrien zählen nicht mehr automatisch als Fluchtgebiete. Selbst die Genfer Flüchtlingskonvention sieht für straffällige Asylanten die Aufhebung des Abschiebeschutzes vor.

Aber in Österreich vergisst man schnell. Und beim nächsten Kapitalverbrechen eines Zugewanderten wird man sich wieder empören, wenn das Leid der Betroffenen wütend und traurig macht, wie bei allen «Einzelfällen» bisher. Und man kann darauf wetten, dass der türkise Hütchenspieler im Kanzleramt wieder eine Ausrede parat hat, die schon irgendwie passt und bei der die anderen – etwa die Behörden – wieder schuld sein werden. Natürlich nur, sofern er dann noch im Amt ist, denn glaubwürdig ist diese Politik schon lange nicht mehr, und die Umfragewerte für Kurz sinken.

Peter Westenthaler war österreichischer Nationalrat (FPÖ, BZÖ) und arbeitet heute als Unternehmer und politischer Analyst (Oe24.tv, Österreich).

Sie erobert den Auto-Markt

Léa Miggiano überraschte in der Werbepause des Viertelfinals: Die junge Unternehmerin hat für ihr Geschäftsmodell Dutzende Millionen Franken mobilisiert.

Florian Schwab

Als am Freitagabend die Nati gegen Spanien antrat, verfolgten über vier Millionen Zuschauer das dramatische Endspiel um den Turnierverbleib auf dem Schweizer Hausender SRF 2. Zur Halbzeit spazierte die junge Betriebsökonomin Léa Miggiano über den Bildschirm und stellte im Werbefenster ihr Unternehmen vor: ein Start-up, ausgerechnet aus der Autoindustrie! Es dürfte sich um einen der teuersten Werbeplätze der letzten Jahre gehandelt haben. Schon im Achtelfinal hatte Carvolution – so heisst die von Miggiano mitgegründete Firma – den begehrten Werbeplatz belegt.

Léa Miggiano selbst verfolgte den Viertelfinal natürlich auch. Am Rande eines Treffens weiblicher Führungskräfte schaute sie gebannt auf ihren Bildschirm. Auf dessen einer Seite lief das Spiel der Schweiz gegen Spanien, auf der anderen die Echtzeitstatistik der Zugriffe auf die Internetseite von Carvolution.

Revolutionär neues Konzept

Am Montag nach dem denkwürdigen Fussballabend treffen wir die junge Unternehmerin in Zürich. Carvolution hat sich hier an zwei grossen Schreibtischen in einem Co-Working-Space der Swisscom eingemietet. Fünfzehn oder zwanzig Leute können von hier aus arbeiten. Momentan ist es eine Handvoll. Der Arbeitstag neigt sich nämlich dem Ende zu. Zudem arbeiten viele der insgesamt rund sechzig Mitarbeiter, die sich auf den Logistikstandort Bannwil BE und auf Zürich verteilen, noch teilweise von daheim aus.

«Für mich war der Fussballabend doppelt aufregend», erzählt Miggiano. Zum fussballerischen Nervenkitzel kam der unternehmerische: Würde sich der durchaus kostspielige Werbeauftritt lohnen? Als in der Halbzeitpause das sympathische Gesicht der Carvolution-Mitgründerin über den Bildschirm flackert, schiessen die Besucherzahlen in die Höhe. Zeitweise droht die Internetseite unter der Last zusammenzubrechen. «Da stand mir kurz das Herz still», sagt Miggiano und lacht.

Mit den beiden Werbeauftritten vor Millionenpublikum betritt Carvolution die nationale Bühne. Im März 2018 gegründet, entwickelte die

Firma ein revolutionär neues Konzept für den motorisierten Individualverkehr der Schweiz: das Auto im Monatsabonnement. Es richtet sich an Leute, die gerne ständig ein Auto zur Verfügung haben möchten, aber keines kaufen wollen. Mit dem herkömmlichen Leasing hat das Konzept gemeinsam, dass monatlich abgerechnet wird. Gleichzeitig ist es aber flexibler und einfacher. Flexibler, weil auch kurze Vertragslaufzeiten (ab drei Monaten) möglich sind, und einfacher, weil Aspekte wie Versicherung (Vollkasko-Schutz im Falle von Carvolution), Einlösung, Service und Bereifung im Monatsabo enthalten sind. So ge-

So richtig brachen die Dämme im Covid-Jahr 2020.

sehen, entspricht das Angebot eher einer längeren Automiete, aber zu günstigeren Preisen und ohne Extrakosten, etwa für Auslandsfahrten oder Zusatzfahrer. Die Abo-Gebühren werden einzig nach Auto, kantonalen Steuern und erlaubter Kilometerzahl abgestuft.

Auf das Geschäftsmodell ist Léa Miggiano sozusagen mit der eigenen Nase gestossen. Nach dem Wirtschaftsstudium in St. Gallen absolvierte

sie verschiedene Praktika, schwerpunktmässig in der Start-up-Szene. «Ich verdiente schon etwas Geld und brauchte ein Auto, hatte aber keine grossen Ersparnisse.» Gleichzeitig wollte sie sich nicht durch einen mehrjährigen Leasingvertrag binden. Für Leute wie sie gab es damals noch kein Angebot. Zumindest nicht in der Schweiz – «von erfolgreichen Firmen in den USA haben wir uns durchaus inspirieren lassen».

Silicon-Valley-Ideal

Die Idee war geboren! Um sie in die Tat umzusetzen, telefonierte Miggiano innerhalb der Start-up-Kontakte umher, die sie in ihrer bisherigen Laufbahn gesammelt hatte, und scharte ein Team von fünf Mitgründern um sich: Leute mit Herzblut für Autos («Für mich persönlich ist es eher ein Gebrauchsgegenstand»), Erfahrungen in der Wagniskapital-Finanzierung, Management-erfahrung. Sie selbst wollte sich vor allem um Marketing und Kommunikation kümmern. «Es ist das, was ich am besten kann.»

Im weiteren Verlauf entspricht die Geschichte von Carvolution fast typisch dem Silicon-Valley-Ideal: Am Anfang gaben ein paar unternehmerische Privatpersonen – Léa Miggiano spricht von «Business Angels» – Kapital. Nachdem sich die ehrgeizigen Verkaufsziele aus dem Geschäftsplan als realistisch erwiesen hatten, kamen professionell-institutionelle Risikokapitalgeber hinzu. So richtig brachen die Dämme im Covid-Jahr 2020. Viele Leute, die bis dahin gemeint hatten, mit dem öffentlichen Verkehr auszukommen, wollten plötzlich und zumindest zeitweise ein eigenes Auto fahren. Die Nutzerzahlen gingen steil nach oben – Mitte 2020 sprach das Unternehmen von mehreren hundert abonnierten Autos, heute ist man im «Tausenderbereich». Ob man die 10 000 Fahrzeuge schon erreicht habe? «Über die genaue Zahl geben wir keine Auskunft, aber wir sind zufrieden mit dem Geschäftsgang.» Die Jungunternehmerin sagt es und schmunzelt.

Jedenfalls wurde jetzt das grosse Geld auf Carvolution aufmerksam. Die Mobiliar-Versicherung räumte dem Unternehmen Ende letzten Jahres eine Kreditlinie von fünfzig Millionen Franken



„Aber wie kann dir der Gemüse-Eintopf schmecken, wenn ich ihn noch gar nicht aufgetischt habe?“



«Ich brauchte ein Auto»: Carvolution-Gründerin Miggiano.

ein. Anlässlich einer neuen Finanzierungsrunde im Frühling dieses Jahres, bei der das Eigenkapital um fünfzehn Millionen Franken erhöht wurde, zogen alle bestehenden Investoren mit. Zusätzlich stiegen Avaloq-Gründer Francisco Fernandez und Ringier Digital Ventures ein. Mit dem Haus Ringier verbindet Carvolution seither eine Werbepartnerschaft, prominent sichtbar auf *Blick* online. Auch Admeira, der Exklusiv-Vermarkter von SRG SSR, gehört zu 100 Prozent Ringier.

Unternehmerisch betrachtet, ist Carvolution eine Wette darauf, dass immer mehr Leute sich für ein Auto im Abonnement entscheiden. Das Unternehmen spricht davon, dass im Jahr 2030 40 Prozent der neu eingelösten Autos im Abonnement fahren werden. Längst sind Nachahmer auf den Plan getreten. Auch manche Mietwagenunternehmen bieten jetzt ähnliche Lösungen an. Trotzdem: 40 Prozent scheinen sportlich. Dazu Léa Miggiano: «Ob es jetzt 30 oder 40 Prozent sein werden, ist zweitrangig. Wichtig ist: Das Segment wächst massiv.» Man beginnt zu verstehen, warum die Mobiliar als Exklusiv-Versicherungspartner von Carvolution ein Interesse daran hat, dass das Unternehmen seine führende Stellung behaupten kann.

Den ambitionierten Wachstumszielen liegt laut Léa Miggiano ein fundamentaler Kulturwandel zugrunde: «Das Auto wird derzeit für viele Leute vom Statussymbol zur Commodity.» Mit anderen Worten: Nachgefragt wird zunehmend einfach die Dienstleistung, in einem neuen und gut ausgestatteten Auto von A nach B zu kommen – die Frage, ob man die Farbe der Felgen selber bestimmen kann, tritt in den Hintergrund.

Kein Prahlen mit Stress

Sind es also vor allem junge und unkomplizierte Leute wie Léa Miggiano selber, die diese Entwicklung antreiben? «Die Altersverteilung unserer Kunden zeigt etwas anderes.» So sei auch das ältere Segment von fünfzig plus stark vertreten. «Unsere Kunden sind Leute, die mitten im Leben stehen, aber gleichzeitig beim Auto die Einfachheit schätzen.» Auf diesen Aspekt legt Carvolution grossen Wert: Die Autos werden auf Wunsch zu den Kunden heimgebracht. Sämtliche Dienstleistungen lassen sich über eine eigene Smartphone-Applikation abrufen und steuern, etwa bei einem Schadenfall.

Für eine erfolgreiche Start-up-Unternehmerin macht Léa Miggiano einen sehr bodenständigen Eindruck. Das in der Szene übliche Prahlen

mit durchgearbeiteten Nächten und langen wirtschaftlichen Durststrecken ist ihre Sache nicht. «Ich bin ein geselliger Mensch», sagt sie. Leute kennenlernen, die Pflege von Freundschaften – das sei ihr wichtig. «Klar arbeite ich viel und gerne, aber das geht auch vielen normalen Angestellten so.» Einen Ausgleich zum Beruf findet die 25-Jährige vor allem beim Reiten. Bevor sie Carvolution gründete, hatte sie als Springreiterin an Wettkämpfen teilgenommen. Die Passion für ihr Pferd ist bis heute geblieben. Dessen Stall steht in Baselland, wo Miggiano aufgewachsen ist. «Aber wir nehmen es jetzt beide etwas gemütlicher.»

Wäre die Nati in den Halbfinal oder gar in den Final gekommen – Léa Miggiano wäre wieder mit von der Partie gewesen und hätte ihr Unternehmen in Millionen Wohnzimmern bekanntgemacht. «Wir hatten uns für diesen Fall die Präsenz gesichert.» Da aber die Schweiz ausgeschieden ist, werden voraussichtlich keine weiteren Spots mehr ausgestrahlt.

Anders sieht es bei Carvolution aus: Man ist mehr denn je im Rennen. Unternehmerisch hat Miggianos Firma ungefähr das Viertelfinale gemeistert auf dem Weg zum Meister des Schweizer Automarkts.

Khakas Führungsschwäche

Nati-Captain Granit Xhaka wird zum Heiligen befördert.
Als Leader überzeugt er nicht.

Thomas Renggli

Weltklasse» (Günter Netzer), «unverzichtbar» (CHMedia), «fantastisch» (Blick), «der wahre Leader dieser Schweizer Mannschaft, die eine Nation hinter sich gebracht hat» (Tages-Anzeiger). Über den Schweizer Kapitän Granit Xhaka gibt es nach der Euro keine zwei Meinungen. Der Mann mit der Nummer 10 auf dem Rücken hat sich auf dem Trip durch Europa sozusagen zum Nationalheiligen befördert.

Bezogen auf den Achtelfinal gegen Frankreich, trifft diese Einschätzung rein fussballerisch zu. Doch just auf dem Weg zu jenem epochalen Sieg zeigte der 28-jährige Basler auch sein anderes Gesicht: In der 76. Minute kassierte er nach einem Foul-Pfiff gegen seine Mannschaft wegen heftigen Reklamierens die gelbe Karte. Zuvor war ihm dasselbe bereits im Spiel gegen die Türkei widerfahren, notabene aus Frust nach einem von ihm an den Pfosten gesetzten Freistoss.

Dabei darf Xhaka als Captain durchaus mit den Schiedsrichtern diskutieren. Das sieht das Regelwerk explizit vor. Bis ein Captain eine gelbe Karte wegen Reklamierens erhält, braucht es einiges. Xhaka dürfte sich also zweimal massiv im Ton vergriffen haben.

So fehlte der Schweizer Vorkämpfer ausgerechnet im wichtigsten Spiel der jüngeren Geschichte – im Viertelfinal gegen Spanien. Ironie des Schicksals: Sein Ersatz Denis Zakaria verschuldete gegen die Spanier ein Eigentor, Remo Freuler, stellvertretender Spielmacher, kassierte die rote Karte.

Unrühmlicher Rekord

So hatte Xhaka nicht nur massgebenden Anteil am Erfolg des Schweizer Teams. Seine Disziplinlosigkeiten waren (zumindest indirekt) auch mitverantwortlich dafür, dass der Schweizer Traum im Viertelfinal platzte. Dabei hatte Xhaka vor der EM noch angekündigt: «Ich packe genügend Kleider für die Zeit bis zum Final ein.» Diese Ansage pflegt er vor jedem Turnier zu machen, seit er 2009 auf U-17-Stufe mit der Schweiz sensationell den WM-Titel gewonnen hat.

In der Schweiz, in der Bescheidenheit mehr geschätzt wird als Grossspurigkeit, irritiert ein Mann wie Xhaka. Als er nach dem Sieg gegen die Franzosen grimmig in Richtung seiner Kritiker rief: «Jetzt haben wir einigen das Maul gestopft», sah sich sogar die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* zu einem Kommentar bemüssigt: «Xhaka hat nicht für die Schweiz gewonnen – sondern gegen die Schweiz.»



«Zweimal so teuer, halb so gut»: Vorkämpfer Xhaka.

Die Polemik um Xhaka ist nicht neu – und sie lässt sich weder auf blondgefärbte Haare noch auf einen Lamborghini reduzieren. Überall, wo der Mittelfeldspieler in seiner Karriere bisher auftrat, wurde er für sein intelligentes Spiel, seine Ruhe und Übersicht hochgeschätzt. Doch gleichzeitig stand er sich mit Disziplinlosigkeiten und überharten Interventionen immer wieder selber im Weg. In Mönchengladbach hält er noch heute den unrühmlichen Rekord der meisten Platzverweise (drei) in einer Saison, und bei Arsenal London tappt er von einem Fettnäpfchen ins andere.

Als er im Herbst 2019 während eines Spiels gegen Crystal Palace ausgewechselt wurde und von den eigenen Fans Buhrufe hörte, rief er «Fuck off!» in die Menge. Darauf wurde er

als Kapitän entmachtet und von Trainer Unai Emery für Wochen aus dem Verkehr gezogen. Und als er in der Europa League gegen Eintracht Frankfurt wieder aufstieg, lachte er – nach dem verlorenen Spiel – derart herzlich mit dem Gegenspieler David Abraham, dass sich die Fans der «Gunners» wieder provoziert fühlten.

Der nächste schwerwiegende Aussetzer folgte im Dezember 2020. Gegen Burnley flog Xhaka vom Platz, nachdem er einem Gegner an die Gurgel gegangen war. Trainer Mikel Arteta sagte: «Granit hat eine Grenze überschritten.»

Keiner schlägt mehr Pässe

Auch bei den Fussball-Analysten steht Xhaka unter ständiger Beobachtung. Vor allem der frühere Goalgetter Gary Lineker, als BBC-Experte die höchste moralische Instanz im britischen Fussball, kritisiert ihn immer wieder scharf. In Linekers Vergleich mit Chelsea-Regisseur N’Golo Kanté kommt Xhaka schlecht weg: «Zweimal so teuer, halb so gut.» Fakt ist aber auch: Kein Mann hat mehr Einfluss auf das Arsenal-Spiel als Xhaka. Ist er nicht gesperrt, steht er praktisch immer auf dem Platz. Kein Spieler hat mehr Ballbesitz, keiner schlägt mehr Pässe. In den deutschen Medien wurde er dafür zum «Passmonster» befördert.

Den früheren englischen Nationalspieler Phil Neville konnte er damit aber nicht beeindrucken. Neville sagte über Xhaka vor einiger Zeit: «Er sitzt wohl in der Kabine und denkt: <Ich habe ein gutes Spiel gemacht, ich habe meinen Mitspielern ein paar Querpässe zugespielt.> Ich sehe bei ihm einen Mangel an Disziplin, auch bei Arsenal jede Woche. Ich mag ihn als Spielertyp nicht.» Xhaka wurde von Journalisten darauf angesprochen und konterte: «Ich kenne Neville nicht persönlich und möchte ihn nicht kennenlernen.»

Khakas Replik spiegelt wohl seine grösste Stärke. Egal, was auf ihn einprasselt, sein Selbstbewusstsein ist unerschütterlich. So liegt die FAZ mit ihrer Einschätzung («Xhaka hat gegen die Schweiz gewonnen») nur halb richtig. Granit Xhaka hat an der EM vor allem für sich selber gewonnen.

Artikel und Fan-Artikel

Früher waren Redaktionen Redaktionen. Heute sind Redaktionen Fanklubs.



Im Leitartikel seiner neusten Nummer beklagte sich der *Spiegel* bitterlich. Er beklagte einen deutschen Wahlkampf, in dem es «nur noch um Annalena Baerbocks Fehlerchen geht».

Annalena Baerbock, die Kanzlerkandidatin der deutschen Grünen, waren ein paar winzige Fehlerchen unterlaufen. Erst hatte sie Nebeneinkünfte verschwiegen, dann ihre Biografie mehrfach gefälscht und schöngefärbt, und schliesslich wurde sie bei ihrem eben erschienenen Buch des mehrfachen Plagiats überführt.

Fehlerchen halt. Fehlerchen sind menschlich. Schlussfolgerung des *Spiegels*: «Einige Männer scheint es zu überfordern, dass eine junge Frau nach der Macht greift.»

Bevor uns über die bösen Männer die Empörung überwältigt, wollen wir noch kurz die *Süddeutsche Zeitung* zur Causa Baerbock hören. Baerbock sei «Ziel einer giftigen Kampagne, als Person, als Frau», sagt uns das Blatt. Denn sie trete gegen «etablierte Machtstrukturen» an, also gegen böse Männer.

Die glühende Solidarisierung von Journalisten mit einer gestrauchelten Politikerin ist bemerkenswert, aber nicht erstaunlich. Das Beispiel Baerbock ist vielmehr geeignet, etwas über einen aktuellen Grosstrend in der Presse zu philosophieren. Es geht darum, dass sich vormals nüchterne Redaktionen in glühende Fanklubs verwandeln.

Fanklubs sind nicht an Objektivität interessiert. Sie interessiert nur, dass das eigene Team gewinnt. Zur Anfeuerung schwingen Fans Fahnen und Zeitungsseiten.

Der Trend hat ideologische wie kommerzielle Hintergründe. Ideologisch geht er damit einher, dass das alte Links-rechts-Schema, das man als überwunden glaubte, mit voller Kraft zurückgekehrt ist. Es gibt kaum noch Platz für die politische Mitte.

Die traditionelle Zeitung, die als Mittepartei beide Seiten beleuchtet, steht damit ebenso zwischen den Fronten. Sie wird verzichtbar. Die Unverzichtbarkeit kann sie nur zurückgewinnen, wenn sie sich auf eine Seite schlägt.

Besonders augenfällig ist dieser Trend seit Donald Trump in den USA. Die drei Sturmgeschützte *New York Times*, *Washington Post* und

In Deutschland ist die Fankultur, neben den USA, am weitesten fortgeschritten.

CNN feuern hier täglich aus dem linken bis linksliberalen Schützengraben. Die drei Redaktionen haben die politische Neutralität längst aufgegeben, was sie auch selber nicht mehr verschleiern. Sie sind reine Fanklubs des linken Flügels der Demokraten geworden. Fox News leistet für die Republikaner-Fans noch Widerstand.

Ähnlich tief verläuft der Graben in Grossbritannien, akzentuiert seit dem Brexit. Die Mittepartei der Lib Dems ist in der Versenkung verschwunden, genauso wie es im Königreich keine zentristischen Blätter mehr gibt. Stattdessen bejubelt der übermächtige Boris-Johnson-Fanklub von *Daily Telegraph* über *Sun* bis *Daily Mail* den Premier bis zur Selbstverleugnung. *Guardian* und *Daily Mirror* schmol-

len als Letzte in der linken Ecke. Dazwischen ist politisches wie publizistisches Niemandsland.

Auch Schweizer Journalisten sehen sich zunehmend als Fanklub-Mitglieder. Augenfällig wurde dies rund um den selbstgefälligen Bundesrat Alain Berset und seine Corona-Strategie. Was Berset auch an Lockdowns verordnete, und mochte es noch so wirtschaftsfeindlich sein, stiess im Zeitungsverband des *Tages-Anzeigers* auf helles Entzücken. Der Mann war ein Heiliger. Von rundum kritischem Journalismus, der früher hier ein Markenzeichen war, blieb die Erinnerung. Nun hat die Verengung der Sichtweise auch gewichtige kommerzielle Gründe. Seit die Auflagen der Zeitungen zusammenbrachen, ist Leserbindung zum entscheidenden Kriterium in den Verlagen geworden. Leser aber bindet man nicht mehr mit einem Sowohl-als-auch-Angebot. Man bindet sie mit einem politisch verlässlichen Produkteversprechen.

Wer den *Spiegel*, den *Tages-Anzeiger* oder die *New York Times* kauft, will heute nicht mehr Meinungsvielfalt, er will einen Warenkorb, gefüllt mit links-grünem Inhalt. Wer Fox News schaut oder den *Daily Telegraph* liest, will ebenfalls nicht für Meinungsdiversität bezahlen, er will einen konservativen Gegenwert für sein Geld.

In Deutschland ist die Fankultur, neben den USA, am weitesten fortgeschritten. Es ist, neben Österreich, das einzige Land, wo die Grünen regierungsfähig sind. Nur die Springer-Blätter *Welt* und *Bild* juchzen über diese Perspektive dann nicht hellauf, egal, was Annalena Baerbock alles verbockt.

Journalisten produzieren nicht mehr Artikel. Sie produzieren Fan-Artikel.

Warten auf Zemmour

Der Journalist Eric Zemmour ruft Frankreich auf, die Grande Nation gegen die Besetzung durch den Islam zu verteidigen. Stösst er Macron vom Thron und wird neuer Präsident?

Jürg Altwegg

General de Gaulle ist die Inkarnation des freien Frankreich und bis heute der lebendigste Mythos seiner Grandeur. Ein besonderes Datum in der modernen Geschichte Frankreichs ist der 18. Juni 1940, als er seinen Appell an die Nation richtete und zum Widerstand aufrief. Wer eine Rolle spielen will in der Fünften Republik, streicht sich dieses Datum dick an in der Agenda. Präsident Macron zelebrierte den Gedenktag in Paris.

Eric Zemmour tat dies draussen in der Provinz. Er ist der meistgehasste und zugleich einflussreichste Journalist des Landes. Redaktor beim *Figaro*, aber täglich im Fernsehen: zwischen 19 und 20 Uhr auf dem Info-Kanal CNews, der sich zum französischen Fox News gemausert hat. Autor von zwei Dutzend Büchern – sein bekanntestes heisst «Le suicide français» mit weit über einer halben Million Auflage. Sein Aufstieg erfolgte parallel zur Eroberung der kulturellen Hegemonie durch die Nouvelle droite. Eric Zemmour ist im Journalismus so emblematisch wie Michel Houellebecq in der Literatur.

Prophetische Dimension

Am 18. Juni besuchte er in Lille das Geburtshaus von Charles de Gaulle. Seither ist er die Hauptfigur im französischen Sommertheater: Will – und kann – Eric Zemmour 2022 französischer Präsident werden? Der Besuch an der Wiege des Generals als Gründungsmythos einer Kandidatur? Sein Programm: Frankreich gegen die Besetzung durch den Islam verteidigen und die «grosse Umvolkung» rückgängig machen. Im Kampf gegen die Einwanderung hält er sich an das vom Schriftsteller Renaud Camus formulierte Konzept des «grand remplacement»: die Verdrängung der einheimischen Bevölkerung, der Untergang der französischen – christlichen – Zivilisation.

Im Nachhinein bekommt sein unerwarteter Auftritt in der Provinz eine prophetische Dimension: Es war zwei Tage vor dem ersten Wahlgang bei den Regionalwahlen. Sie bescherten Macron die angekündigte Schlappe – dem Rassemblement national (RN) aber eine

völlig unerwartete Niederlage. Zwei, drei oder noch mehr Regionen waren Marine Le Pen von den Meinungsumfragen verheissen. Ein letzter Etappensieg auf dem Weg ins Elysée. Am Schluss gab es keinen einzigen, und überall musste ihre Partei massive Stimmenverluste hinnehmen. Und dies, nachdem im Januar die gleichen Demoskopien erstmals Le Pens Sieg im kommenden Frühling für möglich erklärt hatten.

Seit der Niederlage wird Marine Le Pen als Kandidatin in Frage gestellt. Der Parteitag am vergangenen Wochenende in Perpignan war als triumphale Krönungszeremonie gedacht und glich einer Veranstaltung der Durchhalteparolen. «Dem Rassemblement national fehlt es an Virilität», kommentierte Patriarch Jean-Marie Le Pen den Kurs der Tochter. Wartet Frankreich vier Jahre nach Emmanuel Macron auf einen neuen Heilsbringer ohne Partei?

Eric Zemmour wurde 1958 in Montreuil in der damals kommunistischen Pariser Banlieue geboren. Der Kolonialkrieg hatte die jüdische Familie aus Algerien vertrieben. Der Vater war Sanitäter, die Mutter Hausfrau. Zemmour studierte politische Wissenschaften. Danach scheiterte er zweimal bei der Aufnahmeprüfung für die Ecole nationale d'administration (ENA), die 1945 von de Gaulle begründete Kadenschmiede der Nation.

Zemmour wurde Journalist beim *Figaro*. In den neunziger Jahren war er regelmässiger Ge-

sprächspartner von Jean-Marie Le Pen. Er plädierte für die «verbotene» Allianz der Gaullisten mit den Neofaschisten. 1998 veröffentlichte er «Le livre noir de la droite» und zehn Jahre später «Petit frère», einen «Roman» über die wahre Geschichte der Ermordung eines jungen Juden durch dessen besten arabischen Freund: «Der Antirassismus ist der Kommunismus des 21. Jahrhunderts», zitiert er den Philosophen Alain Finkielkraut.

Meist legt er sich mit Frauen an

Mehrfach wurde er von Gerichten wegen Anstiftung zum Rassenhass verurteilt. Der Sender iTélé schmiss ihn nach einem Interview mit einer italienischen Zeitung raus: Zemmour hatte die «Deportation von fünf Millionen Muslimen» als «unrealistisch» bezeichnet: «Aber die Geschichte ist voller Überraschungen.» Meist legt er sich mit Frauen an: Nach Äusserungen über das auf Simone Veil zurückgehende Gesetz zum Schwangerschaftsabbruch – legales «Töten von Föten im Bauch der Mutter» – stellte auch RTL die Zusammenarbeit ein. Der – schwarzen – Justizministerin Christiane Taubira unterstellte er systematische Angriffe auf die «weissen Männer». Rachida Dati kritisierte er im Fernsehen wegen des arabischen Vornamens ihrer Tochter.

«Man weiss es seit 1945, die Verbrechen gegen die Menschlichkeit haben mit Worten begonnen», schrieb *Le Monde* über Zemmour. Er hatte an einer von Kreisen um Marine Le Pen organisierten Veranstaltung teilgenommen, die live auf dem News-Sender LCI übertragen wurde. «Seine Rede ist von ungeheurer Gewalt», kommentierte die Zeitung und nannte ihn einen «Delinquenten und Brandstifter»: «Er ruft auf zum Kampf gegen eine Besatzungsarmee, deren Uniform die Dschellaba ist, und vergleicht die Muslime mit den Nazis.»

Beim *Figaro* wurde er zeitweise ins Magazin abgeschoben. Gegen seine geplante Entlassung wehrte sich die Redaktoren-Vereinigung. In der Zeitung hat die Edelfeder nie irgendwelche «rote Linien» überschritten. Für ihre hellhörigen Leser kommen die Spekulationen



«Vielleicht hätte ich beim Teleshopping nicht auf 'Afrikas Tierwelt' umschalten dürfen...»



«Das französische Volk ist eine Komposition»: Autor Zemmour.

über eine mögliche Kandidatur keineswegs überraschend:

Zwischen den Zeilen kündigte Zemmour sie am 21. April, dem Jahrestag von Jean-Marie Le Pens Einzug in die Stichwahl 2002, in der Rezension einer Biografie des Historikers Jacques Bainville an. Bainville war Journalist und Mitglied der faschistischen Action française. Vor Hannah Arendt habe Bainville Faschismus, Nationalsozialismus und Kommunismus in den gleichen «totalitären Topf» geworfen. Früher als Raymond Aron beschrieb er ihre «weltliche Religiosität» – und schon Charles Maurras, der Meisterdenker der Action française, «verglich den Islam mit dem Nazismus». Als «Kassandra des 20. Jahrhunderts» preist Zemmour den vergessenen Historiker, den weder Putin noch Erdogan, noch der Brexit überrascht hätten. «Wir erleben die grosse Rückkehr der Nationen» – Bainville hatte sie prophezeit: «Veraltet ist der Internationalismus», deutet ihn Zemmour: «Modern aber der Nationalismus.»

Auch vom Fluch des Rassismus spricht er den Historiker frei: Bainville glaubte nicht an «reine Rassen». Wörtlich zitiert ihn Zemmour: «Das französische Volk ist eine Komposition. Besser als eine Rasse – eine Nation.»

Populär unter Jugendlichen

Auch de Gaulle, so der Rezensent, war ein aufmerksamer Leser von Bainville: «Er bezog von ihm seine Antworten auf die <deutsche Frage>.»

Für Bainville war der Irrtum des Friedensvertrags von Versailles nicht dessen Härte. Sondern die Tatsache, dass er nicht auf die historischen «Autonomismen» der Rheinländer und Bayern gegenüber Preussen setzte. Besser, suggeriert Zemmour, wäre es gewesen, Deutschland 1918 zu teilen.

Das gespiegelte Selbstporträt mündet in eine Botschaft: «Alles, was ich machte, ist steril geblieben», klagte Bainville auf seinem Totenbett. Der Historiker bedauerte, dass er sich nicht ins Getümmel der Politik gestürzt hatte.

Die für diesen Herbst angekündigte Fortsetzung von «Le suicide français» wird nicht

«Veraltet ist der Internationalismus, modern aber der Nationalismus.»

erscheinen: Man wolle keine Bücher von Kandidaten publizieren, erklärte der Verlag vor wenigen Tagen und berief sich auf ein Gespräch mit Zemmour. Der sagte nur: «Fake News.» Wahrscheinlich hatten andere Bestsellerautoren mit ihrem Auszug gedroht.

In den Regionen haben die Wahlen nichts geändert: Die Bisherigen siegten. Doch auf nationaler Ebene ist alles ganz anders: Die Republikaner sind zurück, und die Neuauflage des Duells zwischen Macron und Marine Le Pen ist keine Fatalität mehr. Beide hatten es gewollt, beide sind die Verlierer der Wahl – doch laut

den Umfragen ist der Vorsprung des Amtsinhabers auf die Herausforderin seither wieder uneinholbar.

Wenn in Frankreich Intellektuelle oder Schauspieler in die Arena steigen, geht es meist schief. Aber das Potenzial von Eric Zemmour ist enorm. Näher als die Anhänger des Rassemblement national sind ihm die verwaisten Wähler von François Fillon. Er kann vor allem auf das Reservoir der *abstinentes* zurückgreifen: Nie war in der Fünften Republik die Wahlbeteiligung so tief, Frankreich funktioniert als Demokratie ohne das Volk. Zemmour erklärt sie mit «Defiziten im Angebot» und sagt: «Die Parteien sind tot.» Der Geograf und Gelbwesten-Experte Christophe Guilluy weiss: «Bevor sie Populisten wählen, enthalten sich die Bürger der Stimme.»

Noch immer hat der Journalist ohne Partei seine Kandidatur nicht offiziell angekündigt. Muss Macron befürchten, dass Zemmour in der Wahlmonarchie seinen «Überraschungscoup» von 2017 wiederholen kann? Träumen darf man von ihrem TV-Duell auf höchstem intellektuellem Niveau. Gegen den «Philosophenpräsidenten» würde Zemmour nicht untergehen wie Marine Le Pen.

Bei den Jugendlichen erfreut er sich einer erstaunlichen Popularität. In der Nacht nach der Regionalwahl haben 1300 Angehörige der Generation Z in ganz Frankreich – in 86 Départements, in kleinen Dörfern und allen Städten – Tausende von Plakaten aufgeklebt: «Zemmour président».

Warum Viktor Orbán recht hat

Welcher Mann kennt das Problem nicht: Da steht man in einer Herrentoilette und weiss nicht, wohin mit dem Tampon. So sieht es jedenfalls die sächsische SPD, die Hygiene-Mülleimer auch in Männerklos fordert. Kein Wunder, dass die Partei in Sachsen bei knapp über 5 Prozent liegt.

Grundsätzlicher geht die Lehrgewerkschaft GEW in Baden-Württemberg die Genderfrage an. In einem Leitfaden für die Schule wird offensiv für gleichgeschlechtliche Partnerschaften geworben. Heteros seien weniger glücklich als Schwule. Aber zum Glück müsse ja niemand hetero bleiben. Lesben würden weniger oft den Tripper oder Kinder kriegen. Ohne Schwule wäre die Welt noch mehr überbevölkert. Kinderbelästiger seien meist hetero. Kann man Hetero-Lehrern seine Kinder anvertrauen?

Schliesslich meldet sich noch die Transgender-Lobby zu Wort: Transphob sei jeder heterosexuelle Mann, der keinen Schwanz blasen möchte. So viel zur Frage, warum Viktor Orbán mit seinem Jugendschutzgesetz recht hat. *Wolfgang Koydl*

Zürich: Velo-Mob ja, Corona-Demo nein

Diese Woche wurde in Zürich eine Psychologin zur Zahlung von 800 Franken Busse plus 2900 Franken Verfahrenskosten verdonnert. Sie hatte den Sechseläutenplatz nicht augenblicklich verlassen, als die Polizei dort eine friedliche, aber unbewilligte Demo gegen das Corona-Regime auflöste.

Die Frau hatte die Kundgebung bloss beobachtet und dabei niemanden behindert. Den Staatsanwalt interessierte das nicht. Er hatte eine noch höhere Strafe gefordert, die im Gesetz gar nicht vorgesehen ist, inklusive Eintrag ins Strafregister. Für die Psychologin hätte dies faktisch ein Berufsverbot bedeutet.

Welch ein Kontrast zu den unbewilligten Velo-Demos von «Critical Mass». Sie finden freitags statt, mitten im Abendverkehr, an neuralgischen Stellen wie etwa auf der Zürcher Hardbrücke. Tausende von Verkehrsteilnehmern werden von einem Mob blockiert. Einfach so. Manchmal dauert es Stunden, bis sich das Chaos wieder auflöst. Und was unternimmt die rot-grüne Stadtregierung gegen die Velo-Poser? Nichts. Die Polizei schickt bestenfalls ein «Dialogteam» vorbei. Um die Automobilisten zu beruhigen, bevor die Fäuste fliegen. *Alex Baur*

Für dumm verkauft

Der Bevölkerung erklärten die Bundesämter, Schutzmasken nützten nichts. Für sich selbst bestellten die Beamten fleissig.

Marcel Odermatt

Es ist eine Aussage, die an «Mister Corona» haften bleiben wird. Mehrmals behauptete der Leiter der Abteilung «Übertragbare Krankheiten» beim Bundesamt für Gesundheit (BAG), Daniel Koch, im Frühjahr 2020, dass Masken nichts bringen würden. Noch am 16. März erklärte er: «Schutzmasken sind, wenn sie in der allgemeinen Bevölkerung getragen werden, sehr wenig wirksam.»

Während die Menschen im Glauben gelassen wurden, sie brauchten sich keine Sorgen zu machen, gingen die Beamten in der Bundesverwaltung anders vor. Am 7. Februar 2020 hatten schon drei von sieben Departementen Bestellungen platziert, wie der *Tages-Anzeiger* publik machte. Dabei stützt sich die Zeitung auf Protokolle des Bundes. Bemerkenswert: Ausgerechnet das Innendepartement von Alain Berset, zu dem auch das BAG gehört, hatte laut der Recherche Bestellungen aufgegeben. Auch das Finanz- und das Aussendepartement (EDA) hatten ihre Hygienemasken geordert – das EDA zu diesem Zeitpunkt gar schon eine erste Lieferung erhalten.

Abrupte Kehrtwende

Man muss sich das mal vorstellen: Während der wichtigste Covid-19-Erklärer des Landes gegen aussen weiter beschwichtigt, sorgen seine Leute dafür, dass die Verwaltung sich mit Masken eindeckt. Dabei ist heute klar, dass es dem BAG

gar nicht um eine fachliche Einschätzung ging. Der Vorrat an Hygienemasken war schlicht ungenügend. Die Verantwortlichen wollten und konnten deshalb der Bevölkerung keine Maskentragempfehlung abgeben. Doch statt reinen Wein einzuschenken, entschied Daniel Koch und das BAG, die Wirksamkeit der Masken herunterzuspielen.

Ende April 2020 die abrupte Kehrtwende: Der Bund empfahl allen, Schutzmasken anzuziehen. Dann ging es Schlag auf Schlag: Vor einem Jahr, am 6. Juli, kam die Maskentragpflicht im öffentlichen Verkehr, nur wenig später auch in den Einkaufsläden. Heute ist unklar, wann dieses Obligatorium gestrichen wird. Das Maskentragen gilt laut BAG als eine der effektivsten Massnahmen in der Pandemiebekämpfung.

Kritik perlt ab

Der Fall zeigt exemplarisch, was während dieser Pandemie öfter vorgefallen ist: Experten suggerieren eine wissenschaftliche Herangehensweise. Sie tun so, als wären ihre Beurteilungen über jeden Zweifel erhaben. Dabei spielen andere Faktoren – in diesem Fall der Vorrat an Masken – eine zentrale Rolle bei ihrer Einschätzung. Ärgerlich ist, dass die Leute bei einer Situation, die gewaltige Auswirkungen auf ihr Leben hat, für unmündig, gar dumm verkauft werden. Wenn es je einen Grund gab, die Bürger korrekt und transparent aufzuklären, dann in den vergangenen Monaten.

Dafür müssten die Experten zur Selbstkritik fähig sein. Daran mangelt es aber den meisten, auch Daniel Koch. Bisher perlte alle Kritik an ihm ab. Gegenüber der *Sonntagszeitung* räumte er zwar bereits im August ein, dass es zu Beginn zu wenige Masken gegeben habe. Dies sei jedoch nicht der Grund gewesen, sie nicht zu empfehlen. Zuerst habe die Bevölkerung begreifen müssen, dass vor allem Handhygiene und Abstand wichtig seien. Koch weiter: «Bei einer Empfehlung von Anfang an hätten die Leute nur die Maske alleine getragen. Und das hätte das Problem definitiv nicht gelöst.» Angesichts der neuen Enthüllungen wirken diese Ausflüchte deplatziert und daneben.



Bill Cosby sinnt auf Rache

Der amerikanische Komiker sass wegen sexueller Nötigung im Gefängnis.

Nun hat ein Gericht das Urteil annulliert. Es ist ein weiterer Schlag für die #MeToo-Bewegung.

Sarah Pines

Er war der erste rechtskräftig Verurteilte der #MeToo-Ära, und nun ist er frei. Bill Cosby, einst Star von «The Cosby Show» und Amerikas heimlicher Wunschwatter, dann zum lüsternen Bösewicht degradiert, ist vorzeitig aus dem Gefängnis entlassen worden. Das Oberste Gericht im US-Bundesstaat Pennsylvania hatte Cosbys Verurteilung wegen sexueller Nötigung annulliert. Zur Begründung verwiesen die Richter auf einen Verfahrensfehler: 2005 hatte der ermittelnde Staatsanwalt Cosby zugesichert, keinen Strafprozess gegen Cosby einzuleiten, wenn dieser zivilrechtlich aussage. Diese Zusage habe der Staatsanwalt nicht nur zurückgenommen, sondern habe im Strafprozess Cosbys zivilrechtliche Aussagen auch noch gegen ihn verwendet. Der Prozess von 2018, im Laufe dessen Cosby zu drei bis zehn Jahren Haft verurteilt worden war, hätte also nie stattfinden dürfen.

«Schreckliches Unrecht»

Ungefähr sechzig Frauen hatten Bill Cosby der sexuellen Nötigung angeklagt, vor Gericht hatte es aber nur der Fall Constand geschafft. Cosby hatte die Basketballspielerin Andrea Constand an der Temple-Universität in Pennsylvania kennengelernt. Er war Alumnus, sie Studentin und Sportlerin, blickte zu Cosby auf. 2004 soll Cosby Constand nachts in seinem Haus nahe der Universität mit Beruhigungsmitteln betäubt und dann unsittlich berührt haben. Bis zuletzt hatten Cosbys Anwälte Anträge auf Berufung oder vorzeitige Haftentlassung eingereicht, die allesamt abgelehnt wurden. Auch hatte Cosby stets und bis heute seine Unschuld beteuert. Reue fühle er keine, nein. Der Aufforderung zur Sexualtherapie für Straftäter kam er nicht nach – er sei weder krank noch kriminell, habe sich nichts vorzuwerfen.

Bill Cosby, 1937 geboren, wuchs in einem Sozialbaukomplex in Philadelphia auf. Mit Cosby fand die schwarze Bürgerrechtsbewegung auch im Fernsehen statt: 1965 begann Cosby als Komödiant bei NBC, später folgte die «Cosby Show» mit ihm in der Rolle von Cliff Huxtable, Arzt, Vater von fünf Kindern, liebevoll-ernst und

humorvoll. Der afroamerikanische Vater, in den USA negativ vorbelastet als Stereotyp aus Drogensucht und Gewalt, wurde mit Bill Cosby zu etwas, das nun alle haben wollten, zum idealen amerikanischen Vater. Als Cosby 1992 sein Buch «Fatherhood» veröffentlichte, wurde es zu einem der schnellstverkauften Bücher aller Zeiten.

Für Kritiker der #MeToo-Bewegung oder solche, die unabhängig von #MeToo an Cos-



Sensation: Superstar Cosby.

bys Unschuld glaubten, ist Cosbys Freilassung sowohl unerwartete Sensation als auch seit langem überfällig. Phylicia Rashad, die Cosbys Frau in der «Cosby Show» spielte und heute Dekanin an der Howard University ist, tweete, dass nun endlich ein «schreckliches Unrecht» korrigiert worden sei, musste den Tweet aber umgehend löschen und durch die Aussage ersetzen, dass sie selbstredend Opfer sexueller Gewalt unterstütze. Die Howard-Universitätsverwaltung reagierte ebenfalls prompt und veröffentlichte ein Statement, dass gegen Rashad Stellung nahm. Auch die Presse reagiert, wie sie seit dem Weinstein-Skandal und dem Beginn der #MeToo-Bewegung immer reagiert: im Zweifel gegen den Angeklagten – ein von #Me-

Too-Kritikern und Anwälten der Angeklagten häufig monierter Umstand.

Neben einem weiteren, demnächst in Los Angeles anlaufenden Prozess gegen Harvey Weinstein, einer bereits abgeschlossenen Anklage gegen den amerikanischen Starkoch Mario Batali sowie einem abgebrochenen Gerichtsverfahren gegen Kevin Spacey war das gegen Cosby verhängte Urteil eines der wenigen, die die #MeToo-Bewegung in den USA hervorgebracht hat. Die meisten Vorkommnisse, aufgrund deren viele Männer Beruf und Ansehen verloren, wurden als nicht strafrechtlich relevant eingestuft. Dennoch vorverurteilten Medien und Zivilgesellschaft auch weiterhin zahlreiche Männer.

Unversöhnlichkeit und Härte

Auch im Falle von Cosby bleiben Unversöhnlichkeit und Härte bestehen. Der Tenor in den Medien: Nicht nur sei Cosby weiterhin das, was #MeToo ihm schon vor und während des Verfahrens zuschrieb, ein Sexualstraftäter, dazu brauche es keinen Gerichtssaal. Mit dem Kippen der Haftstrafe, ja der retroaktiven Annullierung des Strafprozesses würden Frauen nun das Vertrauen in das US-Justizsystem verlieren und künftig gar nicht mehr aussagen. Eine seltsam anmutende Verdrehung, ist doch der *lack of due process* (Fehlen eines ordentlichen Gerichtsverfahrens), der Angeklagten in Form von vorverurteilenden Medien und befangenen Geschworenen entgegenschlägt, der grösste Schwachpunkt der #MeToo-Bewegung.

Dies sei ein schöner Tag für alle Amerikaner, auch für die Frauen, sagte Cosbys Sprecher der Presse, denn das amerikanische Justizsystem sei fähig, Unrecht anzuerkennen.

Und Cosby? Erwägt, auf Verfahrensmissbrauch zu klagen. Und plant eine Dokumentation zusammen mit der Filmemacherin Michelle Major, die für Vice-TV «Black Lives Matter – A Global Reckoning» produzierte und auch bei Cosbys Gerichtsverhandlung anwesend war. 1967 hatte Cosby das Comedy-Album «Revenge» veröffentlicht, darin der Satz: «Ich wollte nur einmal Rache ... und die hab ich bekommen.»

Menschenrecht auf Klimaschutz

In der Umweltpolitik kommt es zu einer Klagewelle, bei der Richter Bürgern und Firmen befehlen, was sie zu tun haben. Die Politik wird eingengt.

Beat Gygi

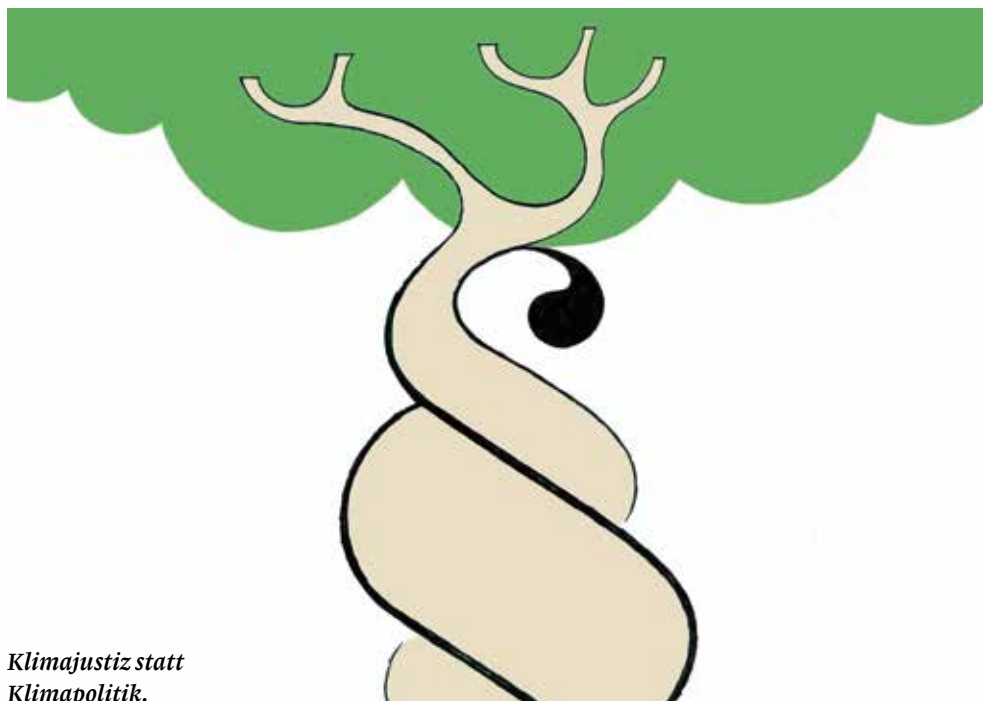
Keiner zu klein, Kläger zu sein. Klimakläger. Sechs Jugendliche aus Portugal, darunter ein achtjähriges Mädchen, erhielten Ende 2020 vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) in Strassburg Zugang zu einer Klage gegen 33 Länder, von denen die Jungen ehrgeizigere Emissionsziele fordern im Kampf gegen den Klimawandel. Ein Jahr zuvor hatte das Oberste Gericht der Niederlande aufgrund einer Klage die niederländische Regierung dazu verurteilt, die Treibhausgase des Landes bis 2020 stärker als geplant zu reduzieren.

Vor zwei Monaten ging in Deutschland ein Blitz nieder, als das Bundesverfassungsgericht einer Klage von Klimajugendlichen teilweise stattgab und das Klimagesetz von 2019 als verfassungswidrig einstufte. Zentrales Argument: Die künftigen Generationen würden in ihrer Freiheit eingeschränkt, wenn das Land heute zu wenig unternahme, um CO₂-Emissionen zu reduzieren. Die deutsche Regierung verschärfte sogleich ihre Reduktionsziele, die Klimajugend jubelte: Klimaschutz als Grundrecht! Die NGO Deutsche Umwelthilfe bereitet nun weitere ähnliche Klagen von Klimajugendlichen gegen diverse Bundesländer vor.

Neues Spielfeld

In der Klimapolitik zeichnet sich eine gewaltige Welle von juristischen Verfahren ab, gut 1500 Klimaklagen sind weltweit hängig oder entschieden. Bisherige Kräfteverhältnisse und Spielregeln in politischen Entscheidungsprozessen und in der Unternehmenswelt werden umgekrempelt. Unwillkürlich kommt einem der alte Spruch «Vom Rechtsstaat zum Rechtsmittelstaat» in den Sinn, der früher vor allem darauf bezogen wurde, dass in Raumplanung und Umweltschutz zunehmend Interessengruppen durch Einsprachen und juristische Verfahren den Ton und den Kurs prägten und via Gerichte die reguläre Politik aushebelten. Nun ist Klima das neue Spielfeld.

In der Schweiz geht es noch gemässigt zu. Zwar sind Aktionen der Klimajugend gegen Banken zum Teil zuerst richterlich begrüsst worden,



*Klimajustiz statt
Klimapolitik.*

wurden aber in höheren Instanzen als rechtswidrig verurteilt. Nicht nur Jung klagt, sondern auch Alt. Die Schweizer Klimaseniorinnen haben eine Klage für strengere Emissionsziele über Jahre bis vor Bundesgericht gezogen, scheiterten und sind mit dem Vorstoss jetzt vor dem Europäischen Gerichtshof in Strassburg, nach dem Vorbild der portugiesischen Jugendlichen.

Ein Donnerschlag kam im Juni nun von einem niederländischen Bezirksgericht, das in erster Instanz eine Klage privater Umweltaktivisten gegen den Öl- und Gaskonzern Shell guthiess. Die Richter befehlen dem Unternehmen, seine CO₂-Emissionen bis 2030 um 45 Prozent zu reduzieren – also das angestammte Konzerngeschäft praktisch zu halbieren. Angeordnet im Namen der Menschenrechte.

Ist das eine neue Stufe der gerichtlichen Einflussnahme auf die Wirtschaft? Die Einschätzung von Peter V. Kunz, Professor für Wirtschaftsrecht und Rechtsvergleichung an der Universität Bern, geht in diese Richtung. «Einen Gerichtsentscheid dieser Art hat es in

der Schweiz bisher nicht gegeben, und auch international ist das Urteil einzigartig», sagt er. Es habe es etwa in den USA schon gegeben, dass Menschenrechte als Grundlage für Urteile gegen Unternehmen geltend gemacht worden seien, aber eher im Zusammenhang mit Themen wie Arbeitsbedingungen, etwa in Minen. Zum Teil seien solche Klagen auch gutgeheissen worden, aber dabei sei es immer um Schadenersatz gegangen.

Mit Shell habe man jetzt erstmals einen solchen Fall in Europa, sagt Kunz und fügt an: «Speziell daran ist zunächst, dass der Inhalt des Urteils nicht einfach Schadenersatz betrifft, sondern klare sachliche Vorgaben, sehr detaillierte Handlungsanweisungen für die Zukunft. Das ist aussergewöhnlich.» Die Richter hätten kaum eine solide Grundlage, um die Ansprüche zu begründen, und gingen trotzdem sehr weit. Er zweifle allerdings daran, dass das Urteil in nächster Instanz Bestand haben werde – ähnlich wie dies bei den Schweizer Klimademonstrationen gegen Banken der Fall war.

«Es gibt Fälle, in denen ein Richter auf unterer Instanz zunächst nach seinen Neigungen und Sympathien urteilt, im Bewusstsein, dass das Urteil auf nächster Stufe aufgehoben wird», meint Kunz. Richter seien ja, ähnlich wie Politiker oder Medienleute, auch Menschen mit eigenen persönlichen Vorlieben und Meinungen, die im Beruf durchaus durchschimmern könnten, eben etwa in symbolischen Entscheiden zu Klimathemen.

Bewirken solche Urteile aber nicht doch, dass immer mehr Auseinandersetzungen über Gerichte laufen werden? Real, nicht nur symbolisch. Doch, meint Kunz, wenn sich das in mehreren Ländern häufe, steige die Tendenz, dass die Entwicklung der Regeln nicht mehr über die Gesetzgebung laufe, also über die Politik, sondern dass mehr und mehr die Rechtsanwendung das Geschehen bestimme, also die Justiz. Klimajustiz statt Klimapolitik. «Das ist für mich unter einem ganz grundsätzlichen Aspekt höchst problematisch: nämlich unter dem Aspekt der Gewaltenteilung.»

«Politisches Wunschkonzert»

Rechtsstaatlich sei es sehr brisant und laufe in die falsche Richtung, wenn die Politik über den Gang ans Gericht umgangen und das Gewaltenteilungsprinzip so ausgehebelt werde – mehr oder weniger nach dem Motto: Der Zweck rechtfertigt die Mittel. Damit, so Kunz, würde dem Richter eine Macht zugebilligt, die ihm ganz klar nicht zustehe.

Aber wenn es um Menschenrechte geht, also grundlegende Rechte – gibt es da Spielraum? «Man kann nicht immer alles legitimieren, indem man sagt, es gehe um Menschenrechte», erwidert Kunz, «und vor allem: Menschenrechte sind ja primär Rechte des Bürgers, des Menschen gegenüber dem Staat. Privatpersonen oder Unternehmen wie Nestlé oder Shell sind

«Einen Gerichtsentscheid dieser Art hat es in der Schweiz bisher nicht gegeben.»

nicht an Menschenrechte gebunden», erklärt er. Eine Ausdehnung der Menschenrechte über den normalen Bereich hinaus, im Sinne einer Drittwirkung etwa auf Unternehmen, sei grundrechtlich sehr problematisch, im Fall Shell trete das jetzt erstmals so deutlich zutage.

Klar, man könne das Recht auf Leben als eine Art Grundrecht mit Klimaschutz in Verbindung bringen, aber das sei eine sehr offene Formel, die viele Ansprüche betreffen könne. «Als Wirtschaftsjurist bin ich da eher restriktiv, man sollte nicht ein politisches Wunschkonzert unter Grundrechte subsumieren.» Das Recht auf Leben, ja, damit könne man den Staat dazu verpflichten, zu schauen, dass die Leute atmen und leben können. Aber die Grundrechte gegen

einzelne juristische Personen, Firmen wie Shell und ähnliche, anzuwenden mit sehr konkreten Vorgaben, dafür sehe er keine grundrechtliche Basis.

Nochmals: Kann man aus Menschenrechten für die Menschen ein Recht auf Klimaschutz beziehungsweise für die Firmen eine Pflicht dazu ableiten? Und das gegen private Unternehmen? Nach den Worten von Johannes Reich, Professor für Öffentliches Recht, Umweltrecht und Energierecht an der Universität Zürich und stark mit Grundrechten befasst, ordnet sich der Fall Shell in die rund 1500 weltweit bekannten Klima-Klagefälle ein.

Die einen richteten sich gegen Regierungen und Staaten, die anderen gegen Unternehmen. Er nennt etwa eine Klage eines peruanischen Bauern gegen den deutschen Energiekonzern RWE, weil ein abschmelzender Gletscher des Bauern Land bedrohe. Wie im Shell-Fall handle es sich dabei um eine zivilrechtliche Haftungsklage. Aber: «Die Menschenrechte kommen dann beim Haftungsmaßstab ins Spiel», sagt Reich, also bei der Frage, welche Pflichten Private hätten.

Um das einzugrenzen, würden verschiedenste Quellen herangezogen, bis zum Pariser Klima-Abkommen oder zu den Prinzipien zur Einhaltung der Menschenrechte durch Unternehmen, wie sie im Zusammenhang mit der Konzernverantwortungsinitiative diskutiert worden seien. «Die OECD wie die Uno haben für Unternehmen ja Grundsätze und Verhaltensrichtlinien verabschiedet, die einen menschenrechtlichen Bezugspunkt haben», fügt Reich an, «das kann man als eine indirekte Bezugnahme auf menschenrechtliche Prinzipien sehen.»

Aber das ist doch Soft Law aus dem internationalen Raum. Lassen sich zum Beispiel aus dem Pariser Abkommen wirklich Verhaltensvorschriften für Schweizer Unternehmen herleiten? «Nein, solche <Guiding Principles> sind tatsächlich lediglich Soft Law, eine Art Aspiration, welche die Politik indirekt in eine bestimmte Richtung lenken soll», meint Reich. «Eine unmittelbare Bezugnahme auf internationales Soft Law für die direkte Lenkung fände ich fragwürdig», sagt er.

So sehe der Pariser Vertrag etwa vor, dass die einzelnen Länder ihren nationalen Beitrag zur Reduktion der Treibhausgase nennen müssten, beispielsweise um 50 Prozent bis 2030. Aber daraus die Vorschrift abzuleiten, wie bei Shell geschehen, ein Konzern in diesem Land müsse dem gleichen CO₂-Absenkpfad folgen, sei zu simpel. Die Justiz müsse die tatsächlichen Wirkungszusammenhänge sorgfältiger analysieren.

«Solche Vorgaben könnten ein Mittel sein, um in der Wirtschaft Unsicherheit zu streuen und diese Technologien teurer, für Investoren unattraktiv zu machen», ergänzt Reich. Das ist denn auch die Absicht, die der Kläger gegen Shell, Roger Cox, öffentlich dargelegt hat.



INSIDE WASHINGTON

Trump im wilden Jubel

Er hat's noch drauf. Am Wochenende hat der ehemalige Präsident Donald J. Trump in Sarasota, Florida, alle Zweifel darüber ausgeräumt, dass er immer noch pochendes Herz und Zugpferd der republikanischen Basis ist. Tausende begeisterter Fans aus dem ganzen Sunshine State versammelten sich bei strömendem Regen, um die «Maga»-Magie wieder aufleben zu lassen, und machten ihren Helden *great again*. Trump belohnte ihre Loyalität mit einer neunzigminütigen, mitreissenden Rede, die wilden Jubel auslöste und laut Berichten nur noch lauter wurde, je stärker der Regen niederprasselte. «Seid ihr alle durchnässt?», fragte Trump sein Publikum. «Heute Abend braucht ihr euch um eine Dusche nicht zu kümmern, das Wasser hier ist so sauber und schön.»

Politisch bleiben Republikaner dem ehemaligen Präsidenten günstig gestimmt. Eine neue Reuters/Ipsos-Umfrage ergab: 53 Prozent der Republikaner glauben, dass Trump der «wahre Präsident» ist, und 61 Prozent sind überzeugt, dass die Wahl 2020 «gestohlen» wurde. Gemäss einer Umfrage der Quinnipiac University sind zwei Drittel der republikanischen Wähler dafür, dass Trump 2024 einen weiteren Anlauf zur Präsidentschaft nimmt. Präsident Joe Biden mag höhere Zustimmungswerte erzielen als Trump während seiner vier Jahre, aber wie ein Kundgebungsteilnehmer zu Fox News sagte: «Trump-Menschen haben eine immense Energie. Wir sind glückliche Menschen, lächelnde Menschen, freundliche Menschen, und wir finden ihn einfach grossartig.»

Als Fox-News-Star Sean Hannity Trump fragte, ob er sich entschieden habe, Energie für eine neue Kandidatur zu tanken, antwortete er ohne den leisesten Zweifel mit ja. Er mag im Moment nicht an der Macht sein, aber Donald J. Trump ist noch lange nicht Geschichte.

Amy Holmes

Keine Ehe für niemanden

Eine echte Veränderung der Gesellschaft wäre nicht die Öffnung der Ehe, sondern deren Abschaffung. Es wäre ein emanzipatorischer Erfolg für alle Menschen.

David Schärer

In der Schweiz wurde immer am meisten abgestimmt, gleichzeitig war sie immer das Land, in dem am wenigsten passierte. Das ist der Grund, warum die Forderung nach der «Ehe für alle», einer Gesetzesänderung, mit der die Ehe für gleichgeschlechtliche Paare geöffnet werden soll, alles andere als eine Revolution ist. Vielleicht liegt genau hier das Problem, dass sie zwar eine Selbstverständlichkeit, aber beileibe keinen emanzipatorischen Akt darstellt.

Im Lichte des Gleichheitsgebots besehen, ist die Forderung legitim, dass Menschen gleichen Geschlechts heiraten dürfen sollen. Gleichgeschlechtliche Paare haben genauso das Recht auf kleinbürgerliche Normalität. Auch das Argument, dass sich die Glückseligkeit für einen Menschen einzig durch den Empfang von Mutter- und Vaterliebe erreichen lässt und er dadurch zum besseren Menschen wird als seine Zeitgenossen aus unkonventionelleren Familienverhältnissen, ist eine Vorstellung, die seit den fünfziger Jahren einigen Grauschleier angesetzt hat.

Kleinbürgerliche Institution

Ja, man sollte für die «Ehe für alle» stimmen. Und es ist zu hoffen, dass sie mit einer kolossalen Mehrheit angenommen wird. Die Aussicht auf eine Gleichstellung aller im Eherecht bedeutet im Vergleich zum Status quo einen Gewinn an Gleichheit. So wie die neuerlichen Bundesgerichtsentscheide, nach denen die Ehe keiner Lebensversicherung gleichkommt und die Ex-Männer von ihrem Status als Zahl-Ex-Männer befreit.

Wer sich trennt, muss fortan auf eigenen Beinen stehen. Die Rechtsprechung geht folgerichtig davon aus, dass Erwerbsarbeit für alle zumutbar ist. Die Volksinitiative zur Einführung der Individualbesteuerung verspricht zudem die Chance, dass die Arbeitsleistung und das Vermögen von Paaren getrennt und somit fair besteuert werden. Der Pflug zieht gemächlich eine oberflächliche Schneise in die richtige Richtung.

Man sollte allerdings nicht mit Kleinkalibern auf einen Riesen mit Grosskalibern

schliessen, sondern sich fragen, warum die Eroberung einer kleinbürgerlichen Institution für die gleichgeschlechtlichen Paare eigentlich erstrebenswert ist. Denn trotz der Liberalisierungen ist die Ehe unabänderlich als Versorgungsinstitution konzipiert, als eine patriarchale Struktur mit geschlechtsspezifischer Aufgabenteilung.

Traditionell wird der Mann in die Rolle des Versorgers gedrängt, während die Frau sich um die Kinder zu kümmern hat und sich über

Es ist die asymmetrische Rollenverteilung, die mit dem Ehebegriff verbunden ist.

die Dauer der Ehe hinaus in die Abhängigkeit des Mannes begibt. Man kann es drehen und wenden, wie man will: Es ist die asymmetrische Rollenverteilung, die mit dem Ehebegriff verbunden ist.

Poststrukturalistisch gesprochen, kommt die Ehe einem System gleich, das heteronormatives Versorgungdenken determiniert. Der Standard-Ehevertrag ist belastet durch Ernährervorstellungen, die einen Teil in die Erwerbsarbeit, den anderen in die Hausarbeit drängen. Das ist die gesellschaftliche Leitidee der fünfziger Jahre. Von der Versorgungsgemeinschaft hat sich die Ehe zwar im Laufe der Jahrzehnte oberflächlich zu einer Solidargemeinschaft gewandelt und angepasst. Die



«Vielleicht kariere sie dann keine Erbschaftsteuer...»

Unterschiede in heterosexuellen Ehen sind immer noch hoch, was die Rollenverteilung betrifft.

Romantische Wärme

Zwar beteiligen sich die Männer mehr und mehr an der Hausarbeit, und gleichzeitig gehen verheiratete Frauen immer mehr der Erwerbsarbeit in Form von Teilzeit- und Minipensen nach. Mehr lohnt sich ja auch nicht; arbeitet ein Teil eines Ehepaares mehr als 60 Prozent, kommt man aufgrund der Steuerprogression wirtschaftlich nicht vom Fleck.

Es kommt einem Teufelskreis gleich: Nicht erwerbstätig zu sein, ist keine gute Idee für niemand, und daran ändert auch eine «Ehe für alle» nichts. Die Muss-Ehe ist *Tempi passati*, nichtverheiratete Paare haben keinen Nachteil mehr bei der Wohnungssuche oder in der gesellschaftlichen Repräsentation.

Mit den neuerlichen Errungenschaften ist es Zeit, über ein Leitbild egalitärer Beziehungen nachzudenken, egalitärer Beziehungen zwischen Männern und Frauen, Frauen und Frauen und Männern und Männern. Deshalb ist die Idee der Abschaffung der Ehe kein libertäres Lausbubentum, das sich an der Ethik des Egoismus und der sozialen Eizzeit ausrichtet, wonach der Mensch ein Selbstzweck ist.

Im Gegenteil: Nicht die Öffnung der Ehe für alle, sondern deren Abschaffung wäre ein echter emanzipatorischer Akt von der Paarbeziehung zur Solidargemeinschaft. Die Ehe wird trotz der Anpassungen eine Ungleichbehandlung desjenigen Teils bleiben, der weniger verdient und die Hausarbeit erledigt. Emanzipation bedeutet, Risiken zu verteilen und solidarisch zu sein. Wer Frauen von der Rolle des abhängigen Heimchens und Männer von der Rolle des Ernährers befreien will, sollte darüber nachdenken, ob in einer säkularisierten Welt die Romantik womöglich den Glauben ersetzt hat.

Für die Sehnsucht nach romantischer Wärme gibt es wahrlich gute Gründe. In einer egalitären Schweiz könnten alle den schönsten Tag vor Zeugen auch zelebrieren, ohne gleich zu heiraten. Der Rest liesse sich ebenso regeln.

Rohrkrepierer Quotenfrau

Wer Spitzenpositionen nach Quote statt nach Qualifikation besetzt, erhält selten die Besten. Eine Erfahrung, die derzeit nicht nur Deutschlands Grüne machen.

Wolfgang Koydl

Ganz wird es sich wohl nie klären lassen, ob er sich verplapperte oder ob er seiner Rivalin einen brutalen Seitenhieb verpassen wollte. Wenn sie als Frau antrete, so meinte der deutsche Grünen-Vorsitzende Robert Habeck über seine Mitbewerberin Annalena Baerbock um die Position des Kanzlerkandidaten, dann werde er selbstverständlich zurückstehen.

Gesagt, getan. Die Grünen schickten – man ist versucht zu sagen: natürlich – die weibliche Hälfte ihrer Doppelspitze ins Rennen gegen die älteren Herren Armin Laschet (CDU) und Olaf Scholz (SPD). Dies, obwohl der Mann eindeutig höher qualifiziert gewesen wäre. Habeck ist der bessere Redner, gebildeter, intellektuell schärfer, und als ehemaliger Landwirtschaftsminister im nördlichsten Bundesland, Schleswig-Holstein, verfügt er auch eindeutig über mehr berufliche, politische und administrative Erfahrung.

Doch nichts davon verding. Frau sticht Mann, sei es aus ideologischen Gründen oder weil eine Rasenmäherquote es so verlangt. Habeck, ganz der Kavalier neuer Schule, liess Baerbock den Vortritt, als ob es lediglich um das Betreten eines Restaurants ging und nicht um einen potenziellen Einzug im Kanzleramt. Die Partei schloss sich Gender-hörig folgsam an.

Wie eine Kugel Stracciatella

Der Fall Baerbock freilich wirft die Frage auf, ob man sich nicht einen Bärenienst leistet, wenn Qualifikation bei weiblichen Bewerbern um Spitzenpositionen keine Rolle mehr spielt. Denn sie ist nicht die einzige weibliche Fehlbesetzung, die sich gerade politische Parteien in Deutschland geleistet haben, getrieben vom Quotendogma. Wäre es vielleicht nicht doch besser, in einem fairen Wettbewerb den Besten zu ermitteln? Rohrkrepierer Quotenfrau?

Ganz langsam dämmert bei den Grünen diese Erkenntnis, erweist sich in diesen Tagen die Personalie Baerbock doch als totaler Fehlgriff. Hatten sie noch vor wenigen Wochen reale Aussichten auf den Wahlsieg im September, schmilzt ihre Zustimmung seit der Kür



Sinkflug: Linke-Kandidatinnen Hennig-Wellso (l.) und Wissler.

der Kanzlerkandidatin dahin wie eine Kugel Stracciatella in der Klimawandelsonne.

Eine Mehrheit der Deutschen glaubt, dass man über die grüne Kandidatin das Urteil fällen kann, das Ex-Kanzler Gerhard Schröder in der Wahlnacht 2005 über die Wahlsiegerin Angela Merkel abgab: «Die kann das nicht.» Nur dass es bei Baerbock offensichtlich stimmt. Zu lange ist ihre Liste beruflicher, intellektueller, menschlicher und handwerklicher Fehl-

Habeck, ganz der Kavalier neuer Schule, liess Baerbock den Vortritt.

leistungen, als dass man sie sich ernsthaft als Führerin von Europas grösster Wirtschaftsnation vorstellen könnte.

Auch die SPD wird von einer Frau geführt, die sicher nicht wegen ihrer Fähigkeiten auf diesen Platz geraten ist. Doch Saskia Esken steht nicht im Mittelpunkt des Wahlkampfes, wahrscheinlich zur grossen Erleichterung der meisten Parteimitglieder und Sympathisanten. Denn die 59-jährige Schwäbin taugt eher als Wählerschreck denn als Wahlmagnet. Extrem linke Ansichten paaren sich mit einem Selbstbewusstsein, das nur unvollständig von den Realitäten gedeckt wird und obendrein nicht durch Charme oder Charisma aufgewogen wird.

Politische Erfahrung sammelte Esken als stellvertretende Vorsitzende des Landeselternbeirates Baden-Württemberg. Sicherlich eine wichtige und ehrenvolle Funktion, aber nichts, was auf eine führende Rolle in der Bundespolitik vorbereiten würde. Doch als die SPD einen neuen Vorsitz wählte, war so gut wie ausgemacht, dass nur männlich-weibliche Doppelspitzen eine Chance hatten. Das öffnete Esken die Tür. Im Wahlkampf versucht man sie zurückzuhalten. Den führt in erster Linie Kanzlerkandidat Scholz.

Blumen vor die Füsse

Die Linke allerdings verzichtet ganz auf einen Mann als Wahlkampflokomotive. Sie wirbt gleich mit zwei Frauen als Spitzenkandidaten um die Stimmen der Wähler, wobei man darüber streiten kann, ob es ein Vorteil oder ein Nachteil ist, dass kaum jemand die Namen der beiden kennt: Janine Wissler und Susanne Hennig-Wellso. Neben der Quote spielt bei den Linken auch der Proporz eine wichtige Rolle: die vierzigjährige Wissler stammt aus dem Westen, die drei Jahre ältere Hennig-Wellso wuchs in der DDR auf.

Nun hat die Partei keinen Mangel an politischen Talenten – Gregor Gysi und Sahra Wagenknecht sind nur die prominentesten Vertreter –, doch das gegenwärtige Spitzen-duo gehört nicht dazu. Hennig-Wellso trat nur einmal ans Licht der deutschen Öffentlichkeit, als sie dem mit AfD-Stimmen gewählten thüringischen Kurzzeit-Ministerpräsidenten Thomas Kemmerich die Gratulationsblumen nicht in die Hand drückte, sondern vor die Füsse schmiss. Ihr ganzes Auftreten erinnert an den Mief der DDR mit ihrer spiessigen Intoleranz.

Janine Wissler wiederum führt seit fast einem Dutzend Jahren die Fraktion der Linken im hessischen Landtag. Sonst ist die ehemalige Trotzkinin nie besonders aufgefallen. Seit der Wahl des Damen-Duos zu Spitzenkandidatinnen befinden sich die Umfragerwerte der Partei denn auch in einem konstanten Sinkflug.

Alibaba und der Zorn des Kaisers

Jack Ma zählt zu den Helden des chinesischen Wirtschaftswunders. Sein Beispiel zeigt, was passiert, wenn Xi Jinping seine Macht bedroht sieht.

Francis Pike

Der Kaiser trägt neue Kleider. Zu seiner Rede anlässlich des 100. Jahrestags der Gründung der Kommunistischen Partei Chinas (KPCh) erschien Staatschef Xi Jinping, umgeben von den Mitgliedern des Ständigen Ausschusses des Politbüros, die wie üblich einen dunklen Anzug und Krawatte trugen, in einem grauen, bis oben hin zugeknöpften Mao-Anzug. Dies war keine subtile Botschaft, sondern brachiale Propaganda.

Man stelle sich Boris Johnson vor, der zu einer Rede an die Konservative Partei in dunklem Gehrock, heller Weste, Vatermörder und weisser Schleife erscheint wie weiland Sir Robert Peel, oder Präsident Macron in der Uniform eines Obersten der kaiserlichen Gardekavallerie und mit einem napoleonischen Zweispitz auf dem Kopf. Völlig absurd. Leider wird niemand in China es wagen, über die neuen Kleider von Kaiser Xi zu lachen. Weder die Nachkommen der dreissig Millionen, die während Maos Grosse Sprung nach vorn starben, jener katastrophalen Zwangskollektivierung der Landwirtschaft, die in den 1950ern zu einer verheerenden Hungersnot führte, noch die Millionen, die während der Kulturrevolution starben oder ihre Existenz vernichtet sahen, werden Xis Kostümierung auch nur ansatzweise komisch gefunden haben. Selbstverständlich kamen diese historischen Ereignisse in Xis Festrede nicht vor.

Xis lächerliche Kostümierung

Interessanterweise bezeichnete Xi in seiner Rede Liu Shaoqi, Mao Zedongs langjährigen Stellvertreter und designierten Nachfolger, als einen der hochverehrten Genossen, die sich «um die chinesische Revolution verdient gemacht» hätten. Tatsächlich wurde Liu während der Kulturrevolution verhaftet und starb misshandelt auf dem nackten Boden seiner Zelle in einem entlegenen Provinzgefängnis.

Die Kulturrevolution und der Grosse Sprung nach vorn – von der Kommunistischen Partei verursachte Katastrophen – fanden sich in den Erzählungen, die Xi in seiner Rede an das chinesische Volk am Mittwoch vergangener Woche einflocht, natürlich nicht. Er konzentrierte sich



Unter Hausarrest: Alibaba-Gründer Ma.

vielmehr auf die «Demütigungen», die China in den letzten hundert Jahren durch das Ausland erfahren habe, angefangen bei den «ungleichen Verträgen», die dem chinesischen Kaiserreich im 19. Jahrhundert aufgezwungen worden waren.

Natürlich kein Wort von den «ungleichen» Verträgen, die China gegenwärtig seinen asiatischen Nachbarn aufzwingt. Mit seiner völkerrechtswidrigen Aneignung von Fischerei- und Ölförderrechten im Südchinesischen Meer tritt Xi das Seerechtsübereinkommen der Vereinten Nationen (Unclos) mit Füßen.

Nicht nur Xis Kostümierung ist lächerlich, auch zahlreiche Statements in seiner Rede an die Nation sind zum Lachen: «Die Partei verfolgt keine eigenen Sonderinteressen.» Was ist mit dem gigantischen Reichtum, den die Parteibonzen und ihre Familien angehäuft haben?

Die Partei werde «weiterhin auf rechtsstaatlicher Grundlage agieren». Für Jimmy Lai, den inhaftierten Gründer der Hongkonger Zeitung *Apple Daily*, wird das neu sein.

«Die chinesische Nation trägt keine aggressiven oder hegemonialen Züge in ihren Genen.» Tibet? Die Provinz Xinjiang? Hongkong? Die Übergriffe an der indischen Grenze? Das Südchinesische Meer? Taiwan?

«Der Marxismus funktioniert.» Und die katastrophale Situation in jedem Land, das sich dem Marxismus verschrieben hat – China eingeschlossen?

Obwohl Deng Xiaoping in Xis Rede mehrmals als verdienter Genosse erwähnt wurde, ging Xi auf diese wichtige historische Figur nur am Rande ein. Mao Zedong pries er in den höchsten Tönen, aber Deng Xiaoping, die trei-

bende Kraft hinter der wirtschaftlichen Öffnung Chinas, strafte er durch Zurücksetzung. Deng war bekanntlich ein grosser Pragmatiker. Als ihm klar wurde, dass der Kapitalismus funktioniert, trat er für dieses System ein. Im Juni 1962 soll er vor Mitgliedern des Zentralkomitees erklärt haben: «Es kommt nicht darauf an, ob eine Katze schwarz oder weiss ist, solange sie Mäuse fängt, ist sie eine gute Katze.»

Kritik am Bankensystem

Der bescheidene Deng Xiaoping schaffte auch den maoistischen Personenkult ab, den Xi unbedingt wieder einführen will. Deng öffnete die chinesische Wirtschaft, liess Privateigentum an Boden und Kapital zu und entfesselte die Gier der chinesischen Kapitalisten. Männer wie Jack Ma (Alibaba), Ma Huateng (Tencent), He Xiangjiang (Midea Group) und Ren Zhengfei (Huawei) sind die wahren Helden des erstaunlichen wirtschaftlichen Höhenflugs der Volksrepublik.

Für die Zukunft Chinas ist es daher ein beunruhigendes Zeichen, dass Jack Ma, der herausragende chinesische Unternehmer, der sich mit

China hat die niedrig hängenden Früchte des Wirtschaftswachstums gepflückt.

seiner Online-Handelsplattform Alibaba einen Namen machte, im Oktober 2020 unter Hausarrest gestellt worden ist – vermutlich auf Geheiss von Xi Jinping höchstpersönlich.

Mas Verbrechen bestand darin, dass er auf dem Bund Summit 2020 in Schanghai die monolithische Struktur des chinesischen Bankensystems und die zum Schutz dieses Systems erlassenen Vorschriften mit deutlichen Worten kritisiert hatte. Seine Kritik war völlig berechtigt. Die noch immer schwerfälligen Staatsbetriebe, die zu reformieren die Politik versäumt hat, erhalten von den chinesischen Staatsbanken erhebliche Mittel, während die Kapitaldecke der Privatunternehmen relativ dünn ist. Nicht nur die zehn grössten Unternehmen, auch die meisten der börsennotierten Top-100-Firmen sind in Staatsbesitz. Das muss sich ändern, wenn es auch in Zukunft zuverlässig Wachstum geben soll.

Dennoch musste Alibabas Finanzpartner Ant Group (zu der auch der Bezahlendienst Alipay gehört) im November letzten Jahres den geplanten 34,5-Milliarden-Dollar-Börsengang kurzfristig abblasen – die Ant Group wäre damit 300 Milliarden Dollar wert gewesen. Ant entwickelte nicht nur ein Bezahlssystem, sondern auch den Geldmarktfonds Yu'e'bao, der noch den kleinsten Investoren schnelle Einlagen und Auszahlungen ermöglichte. Der Fonds wuchs auf ein Vermögen von 270 Mrd. Dollar an und wurde von der Hälfte der Chinesen genutzt, das Handelsvolumen belief sich im Juni 2020 auf 18 Billionen Dollar.

Die Staatsbanken sahen sich bedroht. Die Ant Group hatte sich im Kreditgeschäft etabliert und eine Plattform für den Handel mit Anlagefonds eingerichtet. Im Interesse der Banken musste Ant zurechtgestutzt werden. Aber auch das Image von Jack Ma als einem Mann, der über der Kommunistischen Partei steht und für Xi ein Rivale im Kampf um internationale Aufmerksamkeit ist, musste unbedingt aus der Welt geschafft werden. Mittlerweile wird die Ant Group in eine von der chinesischen Zentralbank kontrollierte Holding umgewandelt.

Spielt das eine Rolle? Schliesslich ist China weiterhin auf Wachstumskurs. Nach einem Corona-bedingten Einbruch im ersten Quartal 2020 hat sich das Land rasch wieder erholt. Im ersten Quartal 2021 wurden sagenhafte 18,3 Prozent Wachstum erzielt. Doch vieles deutet darauf hin, dass die Wirtschaft an ihre Grenzen stösst. Das Wachstum von jährlich 9 bis 10 Prozent vor 2010 ist im letzten Jahrzehnt auf 6 Prozent gesunken. Das exportbasierte Wachstum mit niedrigen Lohnkosten und einem bislang unerschöpflichen Reservoir an Landarbeitern, das klassische Wachstumsmodell in Asien, hat seine Grenzen erreicht – genau wie in Japan am Ende der 1980er Jahre. China hat die niedrig hängenden Früchte des Wirtschaftswachstums gepflückt.

Zweitens wird das Wachstum durch die alternde Bevölkerung verlangsamt, die Produktivität der Beschäftigten wird zurückgehen. Der Regierung ist die drohende «Alterungskrise» inzwischen bewusst. 2015 wurde die lange Zeit praktizierte «Ein-Kind-Politik» durch die «Zwei-Kind-Politik» und in diesem Jahr durch die «Drei-Kind-Politik» ersetzt.

Trotz dieser Veränderungen und der unbestreitbaren Erfolge der chinesischen Techno-

logiebranche und trotz gesteigerter Binnennachfrage dürfte klar sein, dass sich das Wachstum in den nächsten zwanzig Jahren bei 1 bis 3 Prozent einpendeln wird. Künftig wird das Wachstum von steigender Arbeitsproduktivität abhängen. Die Aussichten sind nicht schlecht, aber Produktivität hängt wesentlich von effizienter Kapitalbereitstellung ab. Die sklerotische Natur des chinesischen Bankensystems, die von der Regierung offenkundig nicht angegangen wird, dürfte zu einem eingeschränkten Wachstumspotenzial führen.

Verdienste der Unternehmer

Die chinesische Wirtschaft hat ihre aussergewöhnlichen Erfolge seit Dengs Reformen in den frühen 1980ern nicht dank, sondern trotz der Kommunistischen Partei erzielt, denn diese ist alles andere als «das Rückgrat, auf dem die Interessen und das Wohlergehen aller Chinesen beruhen», wie Xi in seiner Rede behauptete. Einmal abgesehen von der Absurdität seines Auftritts im Mao-Anzug und seinem überheblichen Beifall für den Kult um seine Person, hat Chinas oberster Führer ein sehr beschränktes Verständnis von Wirtschaft und Wirtschaftswachstum offenbart.

Der rasante wirtschaftliche Aufstieg, den China in den vergangenen dreissig Jahren erlebt hat, verdankt sich den Unternehmern und nicht der Kommunistischen Partei. Mit seiner Festrede zum 100. Jahrestag der KP-Gründung hat Xi Jinping klar demonstriert, dass er die Zeichen der Zeit nicht erkannt hat.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



«Werden in 50 Jahren noch Seniorenheime gebaut?»

Daniel Berner
Head Securities
Swiss Life Asset Managers
zum selbstbestimmten Leben



Im goldenen Käfig

Mustergültig und meisterhaft hat Australien die Covid-Pandemie eingedämmt. Die Wirtschaft boomt. Trotzdem stehen wir in Down Under nun vor einem gewaltigen Problem.

Robert Carling

Australien sticht in der Pandemie hervor. Die Infektionszahlen (knapp 31 000) und diejenigen der Todesfälle (910) sind deutlich niedriger als im Rest der Welt. Gleichzeitig kann das Land nach einem pandemiebedingten Konjunkturreinbruch, der leichter ausfiel als in anderen Industrieländern, eine glänzende wirtschaftliche Erholung vorweisen: 9 Prozent Wachstum in den letzten drei Quartalen.

Laut einer neuen Studie der Credit Suisse hat Australien das weltweit höchste Median-Vermögen pro Erwachsenen. Doch wir Australier leben mit einem Paradox. Wir dürfen nicht von Sydney nach Melbourne oder Perth reisen, von Berlin oder Paris ganz zu schweigen. Dies hat einige Kommentatoren dazu veranlasst, Australien als goldenen Käfig zu bezeichnen, in dem wir, Opfer unseres eigenen Erfolgs, gefangen sind.

Ohne Genehmigung keine Ausreise

Bundesregierung und Bundesstaaten haben strenge Massnahmen verhängt, mit denen das Virus in Schach gehalten werden konnte. Seit März 2020 sind Einreisen nur noch in Ausnahmefällen möglich. Wer die Genehmigung erhält, muss für zwei Wochen auf eigene Kosten in eine streng überwachte Quarantäne gehen. Ohne Genehmigung darf niemand das Land verlassen.

Dieser stählerne Ring um Australien, ermöglicht durch dessen Geografie, ist der Schlüssel im Kampf gegen die Ausbreitung des Coronavirus. Auch die einzelnen Bundesstaaten haben wiederholt unangekündigt Einreisesperren verhängt. Eine innersaustralische Reise zu planen, ist ein reines Glücksspiel.

Ein weiteres Paradox: Die Australier sind bekannt für ihre grosse Freiheitsliebe. Dennoch werden die staatlichen Einschränkungen weithin akzeptiert. Und warum steht die Wirtschaft trotz allen Einschränkungen so gut da? Die Erholung begann, als die Zahl der Infektionen im April/Mai 2020 überraschenderweise zurückging und die staatlichen Massnahmen früher als erwartet aufgehoben wurden.

Nicht immer und überall ging es reibungslos. Aber das reale Bruttoinlandsprodukt und die Arbeitsmarktzahlen sahen im März 2021 viel bes-

ser aus als vor dem Ausbruch der Pandemie – was nur sehr wenige Länder von sich sagen können.

Dieser Aufschwung verdankte sich der Resilienz und Findigkeit des privaten Sektors. Er zeigte auch, dass die Erholung, wenn das Wirtschaftsleben aufgrund staatlicher Massnahmen für eine gewisse Zeit zum Erliegen kommt, nach Aufhebung der Restriktionen umso robuster ausfallen kann. Seit Juni 2020 wurden die Massnahmen so weit zurückgefahren, dass Vertrauen und Wirtschaft sich kontinuierlich erholen konnten. Befördert wurde dieser Aufschwung, wie in vielen anderen Ländern, durch massive finanzielle und fiskalische Hilfen sowie durch ein zwölfmonatiges Lohnfortzahlungsprogramm.

Das Wegbleiben von ausländischen Besuchern und Studenten ist für einige Sektoren natürlich ein Verlust; er wird aber wettgemacht durch verstärkte Aktivität in anderen Sektoren und durch boomende Exporte, vor allem von Eisenerz. Doch all jene, die den australischen Weg feiern, sollten vor den Problemen nicht die Augen verschliessen. Denn dieser Weg ist eine fragile kurzzeitige Lösung, die für die Zukunft Probleme verspricht.

Seit den frühen Lockdown-Massnahmen 2020 sind die öffentliche Meinung und die Politik derart konditioniert, dass der Anti-Corona-Kampf als wünschenswert und realistisch gilt. Doch in der Verfolgung dieses Ziels gerieten ökonomische und soziale Strukturen unter Druck, und wiederholt musste erkannt werden, dass das Virus sich

nicht einsperren lässt und neue Ausbrüche zu Überreaktionen der Politiker führten.

Fehlende Herdenimmunität

Derzeit herrscht eine Krisenstimmung im Land. Aufgrund mehrerer Ausbrüche der Delta-Variante sind in den letzten sechs Wochen strenge Lockdown-Massnahmen verhängt worden, obwohl es in diesem Jahr nur wenige Neuinfektionen oder Erkrankte und keine Todesfälle gegeben hat.

Hinzu kommt, dass die Anzahl der Geimpften niedrig ist. Das ist Pech, aber auch das Ergebnis organisatorischer Versäumnisse in der Impfkampagne und der verbreiteten Ansicht, dass man schon alles im Griff habe.

Die Impfstrategie stützte sich ursprünglich auf die lokale Produktion von Astra Zeneca, die wegen Sicherheitsbedenken (Blutgerinnsel) aber zurückgefahren wurde. Stattdessen wurden grosse Mengen Vakzine von Pfizer und Moderna bestellt, die aber erst im vierten Quartal in ausreichender Menge zur Verfügung stehen werden.

Die australische Bevölkerung ist gegenwärtig deutlich weniger geschützt als die Bevölkerung anderer Industriestaaten. Wahrscheinlich wird bis Jahresende eine Art Herdenimmunität erreicht sein. Aber mindestens so lange wird die Gefährdung fortauern, und es besteht das Risiko von neuerlichen Lockdowns, innersaustralischen Grenzschiessungen und wirtschaftlichen Verwerfungen.

Wir sollten nicht so tun, als wäre der Aufschwung von Dauer, als würde eine ultragrosszügige Geldpolitik nicht zu Verzerrungen führen (inklusive Inflationsgefahr) und als wäre die Verdopplung der Staatsverschuldung binnen vier Jahren ohne Haushaltsprobleme zu bewältigen. Dem Australien-Hype sollte man also mit Skepsis begegnen. Die jetzige Lage ist prekär, und der politische Umgang mit der Pandemie wird früher oder später zu Problemen führen.

Robert Carling ist Senior Fellow am Centre for Independent Studies in Sydney. Er hat für den Internationalen Währungsfond (IWF), die Weltbank und das australische Finanzministerium gearbeitet.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Zürichs unmöglichste Personalchefin

Daniela Eberhardt schreibt Bücher über Managementlehre und Betriebspsychologie. Doch unter ihr zu arbeiten, macht krank.

Christoph Mörgeli

Ihre Werke tragen wunderbare Titel wie «Generationen zusammen führen». Daniela Eberhardt widmet sich auch der «Führung von Vielfalt» und dem «Umgang mit Diversity in Organisationen». Oder den «Führungsherausforderungen von morgen». Im Buch «Vereinzelt vorbildlich» untersuchte sie das «nachhaltige Personalmanagement im Schweizer Unternehmen». Die in Deutschland aufgewachsene Sozialpsychologin Eberhardt besuchte in den achtziger Jahren die Fachhochschule für Sozialwesen Mannheim und hat in Konstanz sogar über «Kleingruppenorientiertes Projektmanagement» (KPM) doktriert.

Ungewöhnlicher Mitarbeiterverschleiss

So viel psychologisch-betriebswirtschaftliches Führungswissen beeindruckte auch in der Schweiz. 2001 wurde Eberhardt Dozentin an der Zürcher Fachhochschule Winterthur, seit 2005 mit dem Titel einer Professorin. Drei Jahre später übernahm sie die Leitung des Instituts für Angewandte Psychologie (IAP) an der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften. 2015 hat der Zürcher Stadtrat die angeblich so führungserfahrene Sozialpsychologin zur Chefin des Personalwesens gemacht. Ihr offizieller Titel lautet seitdem Direktorin des Human Resources Management der Stadt Zürich (HRZ).

Damit begannen Probleme im grösseren Stil. Und zwar weniger für die Chefin in einer Lohnklasse von fast einer Viertelmillion, sondern für Eberhardts Unterstellte beim städtischen Personalamt. Die oberste Personalchefin Zürichs mit angeblich bestem psychologischem Einfühlungsvermögen hat bislang mindestens vier unterstellte Frauen und einen Mann hinausgeekelt. Der Chefin wird vorgeworfen, keine Ahnung von Personalführung zu haben und arbeitstechnisch ein Dauerchaos anzurichten. So habe sie bei gutvorbereiteten Sitzungsunterlagen regelmässig ein Durcheinander verursacht und Sitzungen ständig überzogen. Im Digitalen sei die HR-Leiterin überfordert. Dass ausgerechnet im Stadtzürcher Personalbereich ein ungewöhnlicher Mitarbeiterverschleiss herrscht, scheint besonders stossend.



Keine Ahnung von Personalführung: Personalchefin Eberhardt.

Karin Früh*, die vorher zehn Jahre mit tadellosen Qualifikationen bei der Stadtverwaltung gearbeitet hatte, erhielt von Daniela Eberhardt plötzlich die tiefstmögliche Qualifikation. Der Mitarbeiterin Tanja Flühmann* schärfte die Chefin ein, sie dürfe der Kollegin keinesfalls helfen, denn diese befinde sich in einer Bewährungsfrist. Auch selber bot Eberhardt entgegen der gesetzlich geforderten Fürsorgepflicht keinerlei Hilfestellung zur Erreichung der vereinbarten Ziele. Karin Früh ist heute sicher, dass die Chefin überhaupt nicht wollte, dass sie diese erfüllen konnte. Anfang 2020 wurde sie ärztlich spezifisch für diesen Arbeitsplatz krankgeschrieben; der städtische Vertrauensarzt riet Früh, keinesfalls zu Chefin Eberhardt zurückzukehren. Heute bezieht Karin Früh eine Lohnfortzahlung von 80 Prozent.

Tanja Flühmann sagt heute, sie hätte die Stelle unter Direktorin Daniela Eberhardt nie angetreten, wenn sie gewusst hätte, was ihr bevorsteht. Sie musste eine seit zwei Jahren unbesetzte Position übernehmen, wobei viel Know-how verlorengegangen sei. Äusserungen der Kritik von Chefin Eberhardt seien im Ton überaus harsch und wenig konstruktiv gewesen, eine eigentliche Unterstützung sei ihr trotz mehrfacher Bitte nie gewährt worden. Wenn eine E-Mail nach zwei Minuten nicht beantwortet worden sei, habe Eberhardt sie ungeduldig angepöfien: «Macht hier jemand von euch überhaupt etwas?» Flühmann sah auch in Sitzungen mit anderen Bereichsleitern hinein, wobei regelmässig die Fetzen flo-

gen und ein miserables Arbeitsklima herrschte. Die HR-Verantwortliche sprach öfters schlecht über andere Mitarbeiter und fiel ihnen regelmässig ins Wort. Tanja Flühmann konnte nicht mehr schlafen, spürte Krankheitssymptome und verlor ihr Selbstvertrauen. Sie fühlte sich in den fünfzehn Monaten unter Eberhardt und deren Sekretariatsleiterin nicht wertgeschätzt, sondern regelrecht ausgebeutet. Auch Flühmann wurde krankgeschrieben, kündigte und arbeitet heute in der Privatwirtschaft. Dabei sei sie zuvor dreizehn Jahre mit Stolz und Überzeugung für die Stadt Zürich tätig gewesen.

Ebenfalls krankgeschrieben wurde ein weiterer Assistent der Personalchefin: Der Familienvater Rolf Benziger* konnte es mit Daniela Eberhardt dermassen schlecht, dass er kündigte, ohne eine Stelle in Aussicht zu haben. Assistentin Seraina Nell* hatte sich schon in der Anfangszeit mit der Chefin überworfen und verliess ihre Stelle im Streit, um ein eigenes Projekt aufzubauen. Auch Nells Aushilfe Bettina Zweifel* wurde des Geschreis von und mit Chefin Eberhardt in den Gängen bald überdrüssig. Kurz: Das Arbeitsklima im Personalamt der Stadt Zürich verdient unter der gegenwärtigen Direktorin die Note «ungenügend». Die faktische Entsorgung etlicher Mitarbeiter in die Krankheit ist auch gegenüber den Steuerzahlern nicht verantwortbar.

Finanzvorsteher Leupi ist zufrieden

Daniela Eberhardt reagiert auf die Vorwürfe so: «Als Direktorin pflege ich eine offene Kommunikation zu den Mitarbeitenden. Wie in jedem anderen Betrieb gibt es unterschiedliche Arbeitsweisen, oder es kann zu unterschiedlichen Vorstellungen bezüglich Zusammenarbeit kommen, die ich sowohl proaktiv als auch im Rahmen der personalrechtlichen Vorgaben angehe.» Zürichs grüner Finanzvorsteher Daniel Leupi urteilt so: «Als direkt vorgesetzter Stadtrat bin ich mit der Arbeit von Daniela Eberhardt sehr zufrieden. Sie arbeitet sehr dienstleistungsorientiert und mit einer hohen Leistungsbereitschaft.»

*Namen geändert

Freiheit in Deutschland

In der Bundesrepublik scheint ein weiteres Grosseperiment bevorzustehen, diesmal ein ökosozialistisches. Doch man unterschätze nicht den liberalen Geist der Deutschen.

Gerd Habermann

Gern erklärt man Deutschland zu einem klassischen Land des Etatismus und der Staatshörigkeit. In der Tat ist nicht zu leugnen, dass hier im Besonderen der Machtstaat seine ideologischen Verklärer und Vollstrecker fand (Hegel, Treitschke, preussische Politik seit Friedrich dem Grossen) und heute der Nanny- oder Wohlfahrtsstaat seine einflussreichsten Lobredner und Exekutoren findet, ja dass diese Staatsidee eine der wichtigsten institutionellen Exportartikel Deutschlands seit Bismarck ist und sich pandemieartig über die Welt, sogar über die Schweiz und die USA, verbreitet hat. Schliesslich ist hier auch (abgesehen von Frankreich) der Sozialismus in seinen radikalen Varianten konzipiert worden, und diese deutsche Philosophie hat zeitweise über einen Grossteil der Menschheit triumphiert. Diesem Land steht gegenwärtig wohl ein weiteres, diesmal ökosozialistisches Grosseperiment bevor. Die Wahlprogramme versprechen nichts Gutes.

Gewalt und Zentralisierung

Indessen sollte bei dieser Geschichtsbetrachtung nicht übersehen werden, dass die deutsche Geschichte, insgesamt betrachtet, eher ein Geschichte des Wettbewerbspluralismus, der Dezentralisation und der Freiheit in ihren verschiedenen Ausprägungen ist. Die Gewalt- und Zentralisierungspolitik des aristokratischen Kriegerstaates Preussen war nur eine uns heute noch erschreckende Episode. Aber Preussen ist spätestens 1945 an sich selbst gescheitert. Es zog dabei die ganze Nation mit in seinen Höllensturz. Diese Fehlentwicklung war keineswegs zwangsläufig, wie dies ein veralteter Historizismus meint. Bei etwas mehr historischem Glück hätte sich auch die ursprünglich und für die längste Zeit dominierende Tradition des politischen Wettbewerbs und der individuellen Freiheit durchsetzen können.

Beginnen wir also mit einer grossen Erzählung von Freiheit und Wettbewerb in der deutschen Geschichte, wobei wir «deutsch» zunächst als Kulturgemeinsamkeit verstehen, die sich auch heute noch in mehreren politischen Gebilden ausprägt. Schon das Freiheitsbewusstsein der Germanen wird seit Tacitus gerühmt. Es ge-

betriebsmittel waren und deren ökonomische Abkömmlichkeit durch abhängige Bauern in Grundherrschaften ermöglicht wurde. Lehensfeudalismus ist die äusserste Form dezentralisierter Herrschaft und war darum der Freiheit nicht ungünstig. Der Herrscher (König, Kaiser) war vom Wohlwollen seiner Gefolgsleute abhängig.



Grosse historische Erzählung:
Holzschnitt aus dem Jahr 1522.

lang einigen Stämmen unter Führung von Arminius, die römische Bürokratie wieder hinter den Rhein zurückzudrängen. Sein Streben nach eigener Königswürde büsste Arminius mit seiner Ermordung, im Alter von 37 Jahren.

Der Lehensfeudalismus war eine deutsche Erfindung. Er löste das Problem, grosse Flächen ohne Bürokratie und Geldwirtschaft durch eine professionelle Armee von Panzerreitern zu sichern, die selber Eigentümer der Kriegs-

«Waldluft macht frei»

Fast vergessen sind heute die grossartigen Formen genossenschaftlicher Selbstorganisation der freien Bauern, besonders in den Alpen und in den Marschen an der Nordsee. Unter anderem die Stedinger und besonders die Dithmarscher Bauern, die es auch mit Königreichen aufnahmen und Verbündete des Städtebundes der Hanse waren, haben freie Gemeinwesen geschaffen, die sich lange Zeit behaupten konnten. Sie unterlagen den Territorialmächten – mit einer rühmlichen Ausnahme: den Schweizer Bauern, welche die Grundlagen zur heutigen Schweizer Eidgenossenschaft legten. Der letzte grosse Freiheitskampf der Bauern war der Krieg von 1525, in dem sie grausam unterlegen waren und weshalb sie weiter keine grosse Rolle in deutscher Politik spielten. Die bürokratischen Territorialmächte triumphierten. Freie Bauern kolonisierten unter unternehmerischer Führung («locatores») den heute deutschen Osten: «Waldluft macht frei» (nicht nur «Stadtluft»).

Ein wahres Ruhmesblatt sind die etwa 3000 Stadtrepubliken (vielfach nur grössere Dörfer), in denen der Vollbürger im Milizsystem ohne Bürokratie für die Freiheit und den Wohlstand seiner Kommune einstand. Sie waren als freie Städte häufig Schwurgemeinschaften, die sich ihre Unabhängigkeit erst im Kampf mit adligen oder bischöflichen Obrigkeiten erstreiten mussten. Nicht allen gelang das. Reichsstädte hatten

nur den König über sich, der, mangels Bürokratie, den Städten eine echte Selbstregierung inklusive Münzrecht zugestehen musste. Das war etwas ganz anderes als die heutige kommunale «Selbstverwaltung». Entsprechend gross war der Bürgerstolz, wie er sich bis heute in den imposanten Stadtbildern von Nürnberg, Stralsund, Lübeck, Frankfurt, Augsburg und so weiter ausdrückt. So etwas Grossartiges hatte es zuletzt in der griechisch-römischen Antike gegeben. Die Schwäche jeder einzelnen Stadt wurde durch Städtebünde ausgeglichen. Der berühmteste war die Hanse mit ihren über 200 Mitgliedern. Wiederum eine rein genossenschaftliche Organisation ohne Berufsbeamtentum, ohne zentralisierte Streitmacht, ohne eigentliche Hauptstadt, auf Interesse und freie Loyalität gegründet.

Kommen wir zur vielgeschmähten «Klein-staaterei» im Deutschland des 17., 18. Jahrhunderts und bis zum 19. Jahrhundert. Die fehlende nationale Konzentration der Kräfte förderte den Wettbewerb untereinander, den ökonomischen wie den politischen und besonders den kulturellen. Dies förderte wirtschaftliche Experimente und politische Neuerungen. Die Vielzahl der Grenzen relativierte die Bedeutung jeder einzelnen. Es gab nicht nur Geisteshochburgen wie Sachsen-Weimar zur Goethe-Zeit, physiokratische Experimente wie in Baden oder dem wunderbaren «Gartenstaat» Anhalt-Dessau, es gab sogar einige «Frauenstaaten» wie die Damenstifte in Gernrode, Herford, Quedlinburg. Von der Vielzahl von Priesterstaaten (Bistümer, Abteien) nicht zu reden, die häufig nicht übel administriert wurden: «Unter dem Krummstab ist gut leben». Dazu kamen noch etliche Kleinststaaten in Ritterhand, ja sogar Reichsdörfer wie Gochsheim und auch Schweizer

Dörfer. Gewiss waren die Obrigkeiten manchmal verschwenderische Gernegrosse, schlechtgelaunte Despoten, lächerliche Mini-Tyrannen ohne demokratische Legitimation, aber dieser Polyzentralismus hat in der Summe nicht wenig zu dem kulturellen Reichtum, der Ver-

Selbst im 20. Jahrhundert waren die Deutschen mehr als nur willige Vollstrecker totalitärer Befehlshaber.

breitung von Bildung, Wissen und Schönheit beigetragen, von dem das deutsche Kulturgebiet bis heute zehrt (die Bundesländer, Kantone und Städte mit ihren Museen, Theatern, Orchestern usw.)

Reaktion auf den Totalitarismus

Im 19. Jahrhundert war die liberale Bewegung bis 1878 (Bismarcks Wende zum Wohlfahrtsstaat) von imponierender Kraft, befreite den Handwerker vom Zunftzwang, löste den Bauern von der Schollengebundenheit und privatisierte weitgehend die Staatswirtschaft. Die Folge dieses «Manchesterkapitalismus» und des Freihandels: der Aufstieg des kleinen Mannes (und seiner kleinen Frau), die Vermehrung seiner Zahl, seines Wohlstandes und seiner Lebenserwartung zu einer vorher nie gekannten Höhe. Es gab liberale Persönlichkeiten grossen Formats wie Ludwig Bamberger oder Eugen Richter oder das Parlament von 1848, in dem sich die geistige Elite Deutschlands traf. Bei aller Kritik an Preussen vergesse man nicht, dass, wie auch Hayek hervorhebt, hier auch die Rechtsstaatlichkeit, besonders auch eine unabhängige Verwaltungsgerichtsbarkeit erste Wurzeln fanden und liberale Persönlichkeiten in preussischen Diensten wie der Freiherr vom

Stein und Fürst Hardenberg eine spektakuläre «Revolution von oben» durchführten. Es gab dort einmal eine liberal aufgeklärte Bürokratie, welche die Ideale des Freihandels durchsetzte.

Man unterschätze auch nicht den Beitrag Deutschlands zur liberalen Geistesgeschichte: Gibt es etwas Schöneres als die individualistischen Persönlichkeitsideale der deutschen Klassik (von Humboldt, Goethe, Schiller), als die Freiheitslehre Kants? Unvergesslich von Humboldts klassische Schrift zu den Grenzen des Staates. Im 20. Jahrhundert gab es, auch als Reaktion auf den Totalitarismus, eine soziale Ordnungslehre, man sollte eher sagen: Freiheitslehre der Österreichischen Schule (Menger, Mises, Hayek) und des Ordoliberalismus (Eucken, Böhm, Röpke), welche die Freiheit institutionell und moralisch untermauerte. Auch dies eine Errungenschaft aus dem deutschen Kulturkreis, die zum geistigen Welterbe gehört. Wo wurde der Sozialismus zwingender widerlegt?

Selbst im 20. Jahrhundert waren die Deutschen mehr als nur willige Vollstrecker totalitärer Befehlshaber. In Hitlerdeutschland gingen auch vier Millionen Widerstand leistende Deutsche aus allen Schichten durch die Lager, Zigtausende wurden vernichtet. Der 17. Juni 1953 war auch eine eindrucksvolle Demonstration des Widerstandswillens von Hunderttausenden, und im *annus mirabilis* (1989) gelang eine unblutige Revolution.

Kein Volk, keine Kultur kann sich ohne eine grosse historische Erzählung behaupten. Warum nicht die grosse Erzählung von Freiheit und Wettbewerb in der deutschen Geschichte?

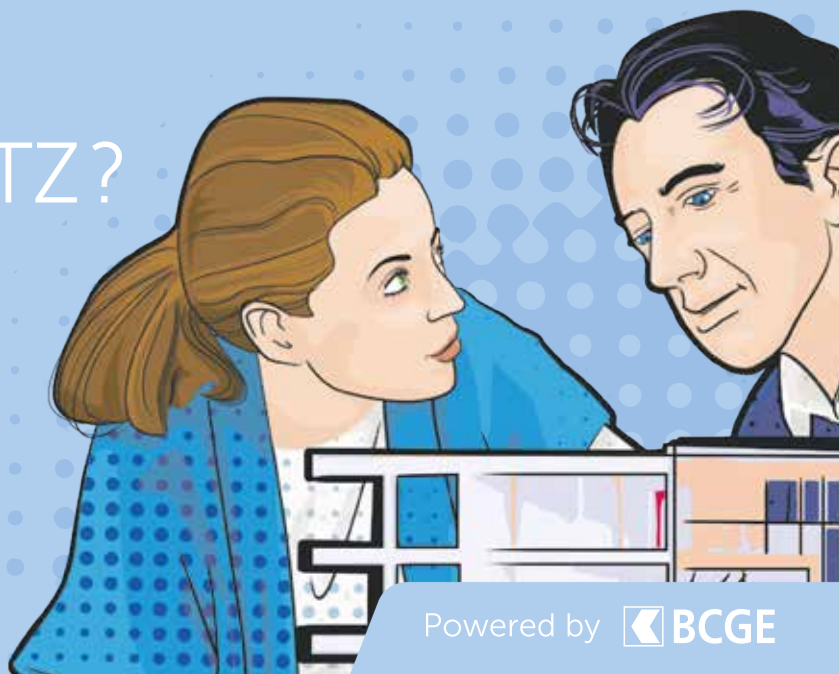
Gerd Habermann: Freiheit in Deutschland. Geschichte und Gegenwart. Reinbek 2021

SIE SUCHEN EINEN VORTEILHAFTEN HYPOTHEKENZINSSATZ?

Unterzeichnen Sie Ihr Darlehen online in 15 Min. und erzielen Sie

+0,5% zusätzliche Zinsen auf Ihren Ersparnissen!

AVANTAGESERVICE.CH



Powered by BCGE

Brüssels neuster Prügelknabe

Glaubt man Europas Polit-Elite, hat soeben der Leibhaftige die EU-Ratspräsidentschaft übernommen. Wer ist Janez Jansa, der polarisierende Liebling der Slowenen?

Karl-Peter Schwarz

Das Bild, das die EU-Kommission und die ihr gefälligen Regierungen, Parteien und Medien vom slowenischen Ministerpräsidenten Janez Jansa zeichnen, ist um nichts besser als das seines ungarischen Freundes Viktor Orbán. Diesem Mann dürfe man «keine Bühne für seine demokratieverachtende Rhetorik und Politik bieten», warnt EU-Parlaments-Vizepräsidentin Katarina Barley (SPD). Das sei ein «Rechtspopulist und Trump-Fan» (ARD), «der die Grundwerte der Union mit Füßen tritt» (*Welt*) und «die Medien dirigieren will» (*Standard*).

Kaum einer der Jansa-Kritiker kann Slowenisch, nur wenige kennen das Land aus eigener Anschauung. Ihre Infos beziehen sie von der slowenischen Linken. Man kennt die Methode seit den Sanktionen, die vor zwei Jahrzehnten gegen die schwarz-blaue Regierung in Österreich verhängt wurden. Nach Wolfgang Schüssel, Jaroslaw Kaczynski und Viktor Orbán ist Janez Jansa an der Reihe. Alle drei wagten es, sich gegen das EU-Diktat zur Wehr zu setzen und ihre nationale Souveränität unter Beweis zu stellen. Bei Jansa kommt dazu, dass Slowenien im zweiten Halbjahr die EU-Ratspräsidentschaft innehat. Es gehe nicht mehr nur um den «Störfall» Orbán, heisst es in einem Kommentar der *Welt*, sondern darum, dass «Politiker ähnlichen Typs» auch in anderen Ländern heranwachsen.

Zwei Tage zwischen Leichen

Janez Jansa gehörte zu den Schlüsselfiguren der demokratischen Wende in der ehemaligen jugoslawischen Teilrepublik, die zur staatlichen Unabhängigkeit führte. 1988 war der Journalist und Verteidigungsexperte von einem Militärgericht, das hinter verschlossenen Türen tagte, wegen «Hochverrats» zu achtzehn Monaten Haft verurteilt worden – er hatte es gewagt, ein kommunistisches Tabu zu brechen und Kritik an der Jugoslawischen Volksarmee (JNA) zu üben.

Die Empörung über dieses Urteil setzte eine Massenbewegung für Demokratie und Souveränität in Gang, die das politische Mono-



Schlüsselfigur der demokratischen Wende: Sloweniens Premier Jansa.

pol der Kommunisten beendete und das Land in die Unabhängigkeit führte. Doch ein wirklicher Elitenwechsel fand nicht statt. Unter liberalen und sozialdemokratischen Etiketten kehrten die Kommunisten an die Macht zurück. Sie fürchteten nicht nur, dass sie für ihre betrügerischen Privatisierungen verurteilt würden, es ging ihnen auch um die Verbrechen unter Tito, die nie geahndet wurden. Mehr als

Kaum einer der Jansa-Kritiker kann Slowenisch, nur wenige kennen das Land aus eigener Anschauung.

600 Massengräber wurden von einer Kommission registriert, die mit der Sondierung und Bergung der Opfer des Terrors der kommunistischen Partisanen betraut war. Auf den «Killing Fields» Titos in Slowenien wurden 100 000 erschossen, mit Hacken und Schaufeln erschlagen, in den Wäldern verscharrt oder in Gräben, Karsthöhlen und Bergwerksstollen geworfen. 14 000 waren Slowenen, 20 000 deutsche Soldaten und Angehörige der deutschen Minderheit. Zehntausende Kroaten befanden sich unter ihnen, aber auch Serben, Montenegriener, Italiener und Ungarn.

Janez Jansa stammt aus einer katholischen Bauernfamilie. Sein Vater gehörte der antikommunistischen Heimwehr an. Er flüchtete 1945 über die Berge nach Kärnten, wo ihn die Briten internierten und mit Tausenden anderen Slowenen Tito auslieferten. Im Hornwald von Gottschee (Kocevje) überlebte er mit nur drei Kameraden eine Massenerschiessung. Zwei Tage lag er inmitten der Leichen in einem Graben, bis er sich befreien und flüchten konnte. Die Gegend nördlich von Laibach (Ljubljana), wo der 1958 geborene Janez aufwuchs, war bitterarm. Sie galt als «weisse Zone» und wurde in jeder Hinsicht benachteiligt.

Aberwitziges Urteil

Wie in Polen und in Ungarn widersetzt sich die Linke in Slowenien mit allen Mitteln einer Säuberung der Justiz. Kommunistische Richter und Staatsanwälte konnten ihre Karrieren bruchlos fortsetzen. Drei Wochen vor der Parlamentswahl 2014 landete Jansa abermals im Gefängnis. Das aberwitzige Urteil lautete, er habe «zu einem unbestimmten Zeitpunkt, an einem unbestimmten Ort und mittels einer unbestimmten Kommunikationsmethode» das Angebot einer Schmiergeldzahlung in unbekannter Höhe angenommen, das ihm der finnische Rüstungskonzern Patria für die Lieferung von Panzerfahrzeugen unterbreitet habe. Er wurde zu zwei Jahren Haft verurteilt. Bis hinauf zum Obersten Gerichtshof hatten sich die roten Seilschaften durchgesetzt. Sie scheiterten erst am Verfassungsgerichtshof, der ihn voll rehabilitierte.

Jansa war zweimal Verteidigungsminister und zweimal Regierungschef gewesen, bevor er im März 2020 abermals Ministerpräsident wurde. Seine Gegner hoffen, dass die instabile Vier-Parteien-Koalition die sechs Monate der EU-Ratspräsidentschaft nicht überleben wird. Das mag sein. Die EU-Kommission wird dazu alles tun, was in ihrer Macht steht.

Karl-Peter Schwarz war Korrespondent der FAZ für Ostmittel- und Südosteuropa. Seit seiner Pensionierung lebt er in Istrien und arbeitet als freier Journalist.

Kein Sachbuch oder so

Fall Baerbock: Wenn sich die Leute nicht mehr unterhalten, sondern veralbert fühlen.



Niemand in Deutschland glaubt noch daran, dass die grüne Partei die Bundestagswahlen gewinnen und ihre Spitzenkandidatin, Annalena Baerbock, das Bundeskanzleramt übernehmen könnte. Niemand? Nicht ganz. Abgesehen von ein paar grünen Stammwählern, die in Baumhäusern leben und sich mit Rauchzeichen verständigen, gibt es zumindest eine Person, die es Baerbock zutraut, das Rennen zu machen und die anderen Kanzlerkandidaten, Armin Laschet (CDU) und Olaf Scholz (SPD), zu disqualifizieren. Es ist, Überraschung!, Annalena Baerbock, die junge, charmante und charismatische Co-Vorsitzende der Grünen, die sich quasi selbst zur Kanzlerkandidatin ernannt hat und von einem grünen Parteitag mit 98,5 Prozent der Stimmen bestätigt wurde.

Seitdem ist einiges passiert, womit weder Frau Baerbock noch ihre Partei gerechnet haben, während ihr von den Demoskopern Woche um Woche ein besseres Wahlergebnis vorhergesagt wurde. Bis zu 28 Prozent sollten es am 26. September werden, mehr als das Dreifache der mageren 8,9 Prozent bei der letzten Wahl im September 2017.

Dann aber bemerkte irgendwer ein paar Unstimmigkeiten im Lebenslauf von Frau Baerbock, den sie zu ihren Gunsten nachgebessert hatte. Plötzlich wollten die gleichen Claqueure, die ihr eben noch zugejubelt hatten, es ganz genau wissen. War sie wirklich «Büroleiterin» bei einer Europa-Abgeordneten oder nur eine studentische Hilfskraft? Hatte sie wirklich Völkerrecht studiert oder nur irgendetwas aus der Abteilung «Internationale Beziehungen»? Petitessen, die aneinandergereiht ein sehr informelles Verhältnis zu Daten und Fakten bezeugten.

Dabei wäre es vermutlich geblieben, wenn Baerbock nicht eines Tages beschlossen hätte, ein Buch zu schreiben, wie es Politiker in einem Wahljahr gerne tun, um auch beim «Kulturzeit»- und Arte-Publikum zu punkten. Sie hätte es gerne ganz allein getan, nur mit Hilfe ihres Mannes, der als Lobbyist für die Deutsche Post arbeitet, aber der Verlag, immerhin Ullstein, be-

«Sie sollte ihre Kandidatur so schnell wie möglich an Habeck abgeben.»

stand darauf, dass das Buch noch vor den Wahlen erscheinen sollte. Schon wegen des Titels: «Jetzt – Wie wir unser Land erneuern». Also musste Frau Baerbock ein wenig improvisieren.

Kaum war das Buch im Handel, meldete sich ein professioneller Plagiatjäger mit akademischem Hintergrund zu Wort und behauptete, Frau Baerbock habe «fremde Textpassagen wortwörtlich übernommen», also abgeschrieben – aus den Arbeiten anderer Autoren, aber auch aus allgemein zugänglichen Quellen wie zum Beispiel den Veröffentlichungen der Bundeszentrale für politische Bildung. Frau Baerbock wies den Vorwurf empört zurück. In ihr Buch seien «ganz viele Ideen von anderen mit eingeflossen», sagte sie bei der Präsentation des Werks. Ausserdem habe sie «kein Sachbuch oder so geschrieben», sondern das aufgeschrieben, was sie «mit diesem Land machen will». Das sei «keine Urheberrechtsverletzung, das hat meine Partei klargemacht». Was da gerade läuft, sei der

«Versuch eines Rufmords» und eine «Schmutzkampagne», angezettelt von Leuten, «die bewusst falsche Dinge über mich in die Welt setzen». Gefragt, was sie als Erstes anpacken würde, sollte es mit der Wahl zur Bundeskanzlerin doch noch klappen, gab sie zu Protokoll: «Ein Klimaschutzs Sofortprogramm.» Alles in vollem Ernst.

Thomas Schmid hat vor kurzem in der *Welt* geschrieben, «die Art, in der die Kanzlerkandidatin der Grünen mit jedem Auftritt zu erkennen gibt, dass sie sehr grosse Stücke auf sich selbst hält», wecke «offensichtlich Antipathien». Genau das ist der Fall. Wie bei einem altklugen Kind, das die Erwachsenen eine Weile mit seinen Sprüchen unterhält, kippt die Sympathie ins Gegenteil um, wenn sich die Leute nicht mehr unterhalten, sondern veralbert fühlen. Annalena hatte ihre Chance. Und sie hat sie vergeigt. Dabei wäre es durchaus reizvoll gewesen, eine Politikerin «ohne Regierungserfahrung» im Bundeskanzleramt zu wissen. Schlimmer als diejenige mit Erfahrung hätte sie den Job auch nicht gemacht, nur anders.

«Es ist vorbei, Baerbock!», titelte die *Tageszeitung*, das Hausblatt der Grünen, vor einigen Tagen, Baerbock sei an ihrem Ehrgeiz gescheitert und könne die Wahlen nicht mehr gewinnen. «Sie sollte ihre Kandidatur so schnell wie möglich an Habeck abgeben.» Das wird Frau Baerbock nicht tun. Zumal sich Michael Kellner, der Bundesgeschäftsführer der Grünen, hinter sie gestellt hat. «Wir stehen klar und deutlich hinter Annalena Baerbock, wir kämpfen gemeinsam.» Was er zu sagen vergass: «Wir gehen gemeinsam den Bach runter.»

Tellsche Treffsicherheit

Nr. 25 – «Weltwunder Deutschland»
Editorial von Roger Köppel

Ich bin mir nicht so sicher, nach den Erfahrungen der Corona-Krise, ob die Deutschen Freiheit und Demokratie wirklich so hoch einschätzen. Sicher sind die Deutschen immer noch zu Grosseem fähig, aber die letzten 23 Jahre waren kein Segen für dieses Land. Entscheidende Entwicklungen (z. B. die Digitalisierung) wurden verschlafen. Das Bildungssystem bedarf einer Generalüberholung. Elite-Unis wie die TU München sind rar. Die Medien sind mehrheitlich auf schwarzrot-grünem Kurs, abweichende Meinungen zum Mainstream sind verdächtig. Es gab viel Aktionismus punkto Energiewende, offener Grenzen, Finanzhilfen für Grossunternehmen – vieles davon war unausgegoren und wenig nachhaltig. Aussenpolitisch fährt Deutschland einen Schlängelkurs, irritiert und verwundert damit vermeintliche Verbündete und Konkurrenten. Warten wir ab, wie die nächsten Jahre für Deutschland verlaufen werden. Hoffentlich gibt es bessere Zeiten im Fussball für Schwarz-Rot-Gold. Dort haben die Eidgenossen die Merkel-Deutschen nicht nur eingeholt, sondern gar überholt. Tja, das ist eben der Unterschied 2021 zwischen Schweizern und Deutschen: Die Schweizer besinnen sich auf ihre traditionelle Stärke – die tellsche Treffsicherheit nämlich!

Marko Michels, Schwerin (D)

Widerspricht es nicht der zu Recht oder zu Unrecht hochgehaltenen Political Correctness, wenn sich die EU in massloser Selbstüberschätzung als Synonym für Europa versteht, einen Kontinent, der am Ural, also rund 1700 Kilometer östlich von Moskau, endet? Die Welt-

woche sollte sich diesem von cleveren Polit-Strategen eingefädelten Trend nicht anschliessen. Der Europarat, dem auch die Schweiz und Russland angehören, besteht schliesslich aus 47 Mitgliedern und nicht wie die EU aus deren 27. Leider schießt unsere vorwiegend linke Tagespresse gegen alles und jeden mit einer anderen Meinung. Der Bundesrat wäre gut beraten, in weiteren Belangen als lediglich dem sogenannten Rahmenvertrag (Originalton des ehemaligen EU-Kommissions-Präsidenten Juncker: «Freundschaftsvertrag») – selten so gelacht) etwas mehr «Füdl» zu zeigen.

Karlheinz Vaishar, St. Gallen

Empörungs-Getöse

Nr. 26 – «Der unverständene Herr Orbán»
Kurt W. Zimmermann über Ungarns Premier

Das Empörungs-Getöse der lautstarken Minderheit von angeblichen und echten «Nicht-Heteros» gegen ein Gesetz des ungarischen Parlaments wird auch von der EU und der Mehrheit der Mitgliedsstaaten unter Missachtung der Souveränität einer gesetzgebenden Körperschaft unterstützt. Dass der Regierung Orbán der Schutz Minderjähriger vor Einflüsterungen und Verführungsversuchen seitens anders Gepolter, aber auch seitens verharmlosender, als Normalität formulierter Medien- und schulischer Lerninhalte bis zur Volljährigkeit ein berechtigtes Anliegen ist, empfinde ich als mutig und notwendig. Gerade in den Jahren der Pubertät ist der junge Mensch noch oft orientierungslos und daher leicht verführbar, sprichwörtliches «Frischfleisch», mit oft lebenslangen Spätfolgen. Als Absolvent eines katholischen Knabeninternats weiss ich, wovon ich spreche, und bin über das

feige Kuschen unserer Amtskirchen und das anbiedernde Verhalten unserer Politiker höchst empört und verärgert. Peter Forster, Laufen (D)

Viktor Orbán oder die Ungarn sind keine Unmenschen. Die Ungarn mussten ihr Land immer wieder verteidigen: gegen die Deutschen, Mongolen, Osmanen, Österreicher, Russen! Sie wurden mehrfach von Grossmächten geteilt, besetzt und sind trotzdem noch da. Die Ungarn glauben an Wunder. Und dass es ihr Land noch gibt, ist eines, ganz nach dem Motto: «Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott.» Kritisiert und angefeindet werden nur Leute, die viel bewegen. Das kann man von Brüssel ja nicht unbedingt behaupten. Arash Yaraghchi, Winterthur

Schadenfreude

Nr. 26 – «Schweizer Jahrhundert-Sommer»
Editorial von Roger Köppel und «Weltwoche daily»

Am Tag nach diesem fantastischen Fussballspiel gegen Frankreich habe ich sofort nach dem Frühstück auf «Weltwoche daily» geschaltet, um mich noch einmal meiner Schadenfreude hinzugeben. Gerade als Fan von Borussia Mönchengladbach hat es mich natürlich für Yann Sommer gefreut (er ist dort nicht als Elfmeterkiller bekannt ...), dass er ausgerechnet den Ball von Kylian Mbappé gehalten hat. Habe ich gerade die Franzosen angegriffen? Wir sollten sofort ein neues Register für Angriffe gegen EU-Bürger*innen (ausser, Mitte, oben, unten) eröffnen und täglich aktualisieren ...

Norbert Zanders, Bergheim (D)

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Donald Henry Rumsfeld (1932–2021) William «Bill» McCreery Ramsey (1931–2021)



Widerspruch als Ressource: Verteidigungsminister Rumsfeld, Präsident Bush.

Das wichtigste Wort in der englischen Sprache ist «the». Das verkündete ich am Kaffee-Buffer irgendeines Anlasses in Washington, D. C. «Ich widerspreche vehement», sagte eine Stimme hinter mir, «das wichtigste Wort ist «a»». Als ich mich umdrehte, sah ich, wer sprach. Mit verschmitztem Lächeln und stechendem Blick stand Donald Rumsfeld da. Es war im Jahr 2000. Damals war ich noch ein Jungspund und er bereits gewesener Verteidigungsminister (1975–1977). Was wir ahnten und er schon wusste: Zwischen 2001 und 2006 würde er das Amt wieder ausüben.

Donald Henry Rumsfeld war der jüngste und der älteste Verteidigungsminister der USA. Davor sass er im Kongress, dazwischen war er ein erfolgreicher Geschäftsmann, und danach blieb er ein überaus aktiver Rentner. Als wir uns vor wenigen Jahren trafen und er einen Kamillentee bestellte, erwiderte er ob meines entsetzten Blicks: «Koffein brauche ich nicht – in meinem Kopf sprüht es schon genug.»

Rumsfeld ging keiner Kontroverse aus dem Weg; er suchte sie sogar. Seinen scharfen Geist schleifte er im Diskurs. Widerspruch war für ihn eine Ressource, und deswegen war er hart im Nehmen. Dass er aber mindestens genauso hart im Geben war, brachte ihm den Vorwurf der Arroganz ein. Überhaupt war seine Person oft Zielscheibe von Kritik – seitens der Politik, in der Verweichlichung Ziel und Kapital ist, und seitens des alten, vor sich hin dümpelnden Europas. Rumsfelds Kommentar: «Wenn du nicht

kritisiert wirst, machst du wohl nichts.» Die geschickte Kombination von Ironie und Ernst war sein Markenzeichen. Weniger auffallend, aber nicht weniger wichtig waren seine Zielstrebigkeit und seine saubere Analyse. «Aussen- und Sicherheitspolitik sind ausschliesslich dazu da, die Interessen des Staates, seiner Bürger, wahrzunehmen.» Mit diesem Credo ging der Verteidigungsminister in den Krieg. Flexible Kampfverbände hätten in Afghanistan und im Irak schnell die jeweiligen Machthaber stürzen sollen, weil sie sich amerikanischen Interessen widersetzen. Mehr nicht.

Diese Länder als Demokratien wiederaufzubauen, hielt er für einen Fehler. Erstens sei dieser Auftrag für eine Armee nicht zumutbar, und zweitens sei es nicht Sache der USA, den anderen Ländern zu sagen, wie sie leben müssten. Die USA sollten Koalitionen für die Durchsetzung ihrer Interessen bilden und nicht kolonisieren.

Da Rumsfeld unter Milton Friedman studierte und Kontakt zu Friedrich August von Hayek und Ludwig von Mises hatte, sah er eine ähnliche Gefahr im gegenwärtigen Konzern- und *woke*-Kapitalismus. Unternehmen seien allein den Interessen ihrer Eigentümer verpflichtet. Alles andere sei eine gefährliche Vermischung.

2019 trafen wir uns zum letzten Mal. Ich fragte etwas und endete mit: «War es auch so in deiner Zeit?» Er sah mich mit verschmitztem Lächeln und stechendem Blick an: «Every time is my time, and I am having a great time.»

Henrique Schneider

Wo Bill Ramsey auftrat, herrschte Fröhlichkeit. Seine grössten Hits trugen Titel wie «Ohne Krimi geht die Mimi nie ins Bett» oder «Zuckerpuppe aus der Bauchtanztruppe» und erhoben keinen Anspruch auf kulturelle Vollkommenheit. Besuchte er das Zürcher Radiostudio, hatte er für alle ein freundliches Wort. «Er war wie ein gutmütiger Bär», sagt eine frühere Mitarbeiterin. Doch Ramsey, im April 1931 in Cincinnati geboren, war weit mehr als ein Gute-Laune-Onkel. Als Ella Fitzgerald ihn singen hörte, soll sie die Augen geschlossen und gesagt haben: «Wer dich nur hört, denkt, du bist schwarz.»

Der Yale-Absolvent war ein begnadeter Jazz- und Blues-Sänger, ein gewiefter Moderator – ein geborener Entertainer. Seine Karriere verdankte er dem Zufall. Eigentlich hätte er für die US-Armee in den Koreakrieg ziehen sollen. Doch dann wurde er den Besatzungstruppen in Deutschland zugeteilt. Dort lief er dem Musikproduzenten Heinz Gietz über den Weg. Es war der Ausgangspunkt einer grossartigen Karriere, die Ramsey im deutschsprachigen Raum während Jahrzehnten zu einem der beliebtesten Interpreten und Schauspieler machte. Zwanzig Jahre lebte er in Zürich: «Es war die schönste Zeit meines Lebens», sagte er. Unvergessen ist sein Auftritt im Film «Die Schweizermacher», als er mit einer Jazz-Interpretation der Nationalhymne die Schlusspointe setzte. Im Juli 2018 gab er in Darmstadt sein letztes Konzert. Bis vor zwei Jahren moderierte er im Hessischen Rundfunk die Sendung «Swingtime». Wegen seiner Parkinson-Erkrankung zog er sich danach in sein Domizil in Hamburg zurück. Eine Interview-Anfrage dieser Zeitung lehnte er vor einigen Monaten höflich ab. Am vergangenen Freitag verabschiedete sich Bill Ramsey von der irdischen Bühne. *Thomas Renggli*



«Gutmütiger Bär»: Musiker Ramsey.

Was macht Alain Berset im Dunkeln?

Versteckter Umbau von Gesundheits- und Altersvorsorge.



Bundesrat Alain Berset hat in seinem Departement gegenwärtig einen Entfaltungsspielraum, wie ein Politiker es wohl nur alle paar Jahrzehnte erlebt. Im Zentrum steht sein Bundesamt für Gesundheit (BAG), das seit gut zwei Jahren in voller Aktion ist. Die Öffentlichkeit blickt immer noch laufend auf die Zahlen zu Corona-Varianten, Impfungen, Nebenwirkungen, Fallzahlen, Spitalaufenthalten, Reisemöglichkeiten. Die Bevölkerung und die Medien stehen im Bann des Superministeriums, dessen Chef sich im Scheinwerferlicht als heldenhafter Kämpfer zeigt.

Aber es ist gefährlich, sich von dieser Lichtführung ablenken zu lassen. Das BAG hat auch noch andere Abteilungen neben jener für Infektionskrankheiten. Es geht um Medizin, Forschung, Versicherungen, gesundes Leben et cetera. In all diesen Abteilungen nutzen die Chefs jetzt aus, dass sie unter schwacher Beobachtung sind. So können sie ihre Vorlieben und Anliegen gut getarnt voranbringen.

Seit langem ist klar, dass Berset das Gesundheitswesen in Richtung Staatsmedizin abändern will. Leistungen, Tarife, Kosten, Honorare, Löhne und Versicherungsprämien sollen mehr und mehr durch den administrativen Bundesapparat bestimmt werden, den Märkten traut er nicht.

Es ist für ihn auch nicht so schwierig, zu beweisen, dass er auf dem richtigen Weg sei. Es genügt, bisherige Einrichtungen zu zerstören, damit diese nicht mehr funktionieren, dann ist der Staat zum Reparieren gefragt. Etwa so: Die Krankenversicherer dürfen immer weniger unternehmerisch selber entscheiden, Poli-

tik und Verwaltung erweitern und verteuern die Grundpalette von Leistungen laufend, es kommt zu einer Vermengung der Verantwortungen für die private und die obligatorische Krankenversicherung, dann zu Finanzproblemen.

Irgendwann, so die Hoffnung auf linker Seite, ist das System reif für die Einheitskasse. Statt ein paar Dutzend Kassen soll es dann nur noch eine grosse, zentral verwaltete, politisch dirigierbare und für Umverteilung bestens geeignete Volks-Krankenversicherung geben.

Das BAG ist jedoch nicht die einzige Verwaltungseinheit, die heimlich nach links wächst. In Berts Department findet man auch das Bundesamt für Sozialversicherungen, das die Altersvorsorge unter seinem Dach hat. Im Moment befasst sich die Politik mit der Reform der AHV, später kommt die zweite Säule mit der beruflichen Vorsorge, den Pensionskassen, an die Reihe.

Berset ist in seiner fast zehnjährigen Amtszeit keine Reform der Alterssicherung gelungen. Man konnte sich nicht darauf einigen, ehrlich zu bilanzieren und Einnahmen, Ausgaben und Lebensarbeitszeit an die längere Lebenserwartung der Menschen anzupassen.

Besonders schlecht geht es der zweiten Säule, die viel zu viel Geld an Rentner auszahlt, also Kapital, das eigentlich den Jüngeren gehört und so zweckentfremdet wird. Die Linken nehmen den Zerfall dieser Kapitalwerte ziemlich gelassen, solange genug umverteilt wird. Sie wissen: Irgendwann ist die zweite Säule derart beschädigt, dass man sagen kann: Jetzt schlagen wir das Kapital einfach zur AHV, das ergibt ein kräftiges Ganzes!

Die Ölförderer verstehen

Am Erdölmarkt gibt es hektische Preis- und Mengenbewegungen. Das Anbieterkartell Opec der ölfördernden Länder ist sich nicht einig über die Beschränkung der auf den Markt gebrachten Mengen, Gespräche wurden abgebrochen. Der Ölpreis ist stark am Steigen, das weckt bei den Mitgliedsländern des Kartells einerseits den Anreiz, mehr Öl abzusetzen, um die Kasse zu füllen – aber andererseits muss die Gruppe im Eigeninteresse aufpassen, dass sie den Hahn nicht zu sehr aufdreht, weil sonst der Preis wieder fällt.

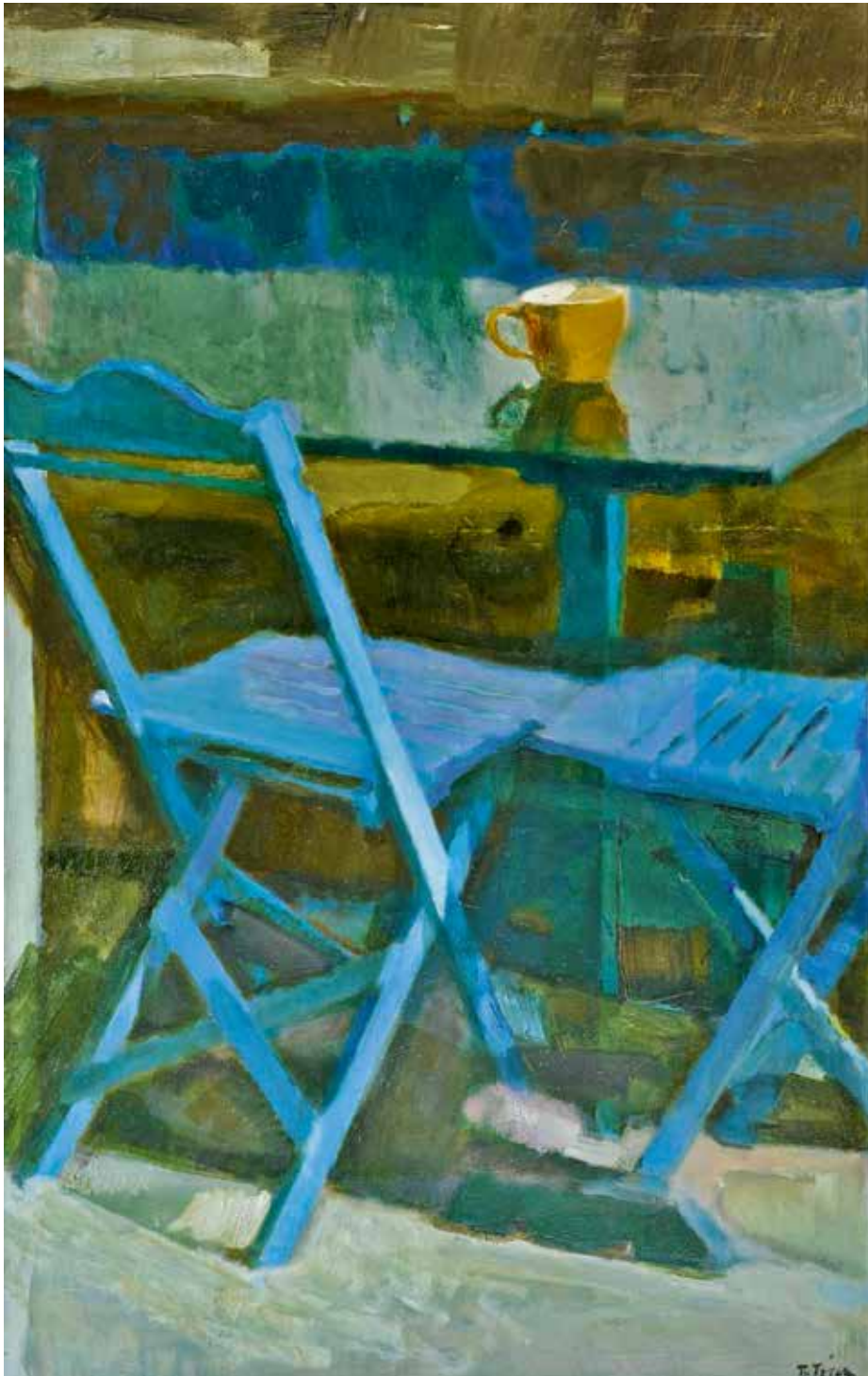
Der Erdölmarkt wird meistens auf eine sehr spezielle Art betrachtet. Die routinierten Analysten und Händler schauen stark auf die Angebotsseite und nehmen Verhalten und Anreize etwa der Opec-Mitglieder unter die Lupe. Die Marktprofis der fossilen Energieszene ticken wie Ölfirmen-Versteher. Auf der anderen Seite sind die Energiefachleute, die sich auf die Nachfrageseite konzentrieren. Das sind vor allem klimapolitisch Engagierte, die finden, eine staatliche Reduktion des fossilen Energieverbrauchs durch grüne Gesetze würde die CO₂-Emissionen reduzieren und dem Klima helfen.

Der Fehler der Klimabewegten liegt, wie dies der deutsche Ökonom Hans-Werner Sinn gezeigt hat, darin, dass sie die Angebotsseite ausblenden. Die Erdölländer sind ja nicht wie Fabriken, die je nach Preis mehr oder weniger eines Gutes produzieren. Nein, sie haben das Öl ja schon im Boden, als Vorrat, als Schatz. Den wollen sie irgendwann noch verwerten, sonst haben sie nichts davon. Drohungen mit grüner Politik beschleunigen laut Sinn die Verwertung eher. Er nennt das «das grüne Paradoxon».

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Afrika wird
armregiert,
Europa rettet
überreichlich.
Stephen Smith, Seite 54



Das gefühlte Nichts.

Panayiotis Tetsis, *The blue chairs II*, 1976 — Noch mehr wohl als die Unmöglichkeit, Einsicht in das Wesen der letzten Dinge zu erhalten, ist das Warten das Schicksal des Menschen. Wir warten ein Leben lang auf irgendetwas, wir warten ab, wir erwarten. Oft ist es ein Eintauchen in die lähmenden Schwingungen des Nichts, ist es Fremdbestimmtheit, weil der Wartende seine Existenz im Hier und Jetzt auf das zu Kommende abgegeben hat, und dann sitzt er da wie bestellt und nicht abgeholt, gefangen im Moment zwischen der Zeit, zwischen dem Ende von Etwas und dem Anfang.

In den schlimmsten Momenten des Wartens, jenen auf eine Erlösung, liegt gleichzeitig wie ein Trost die grösste Hoffnung: dass das Warten sich lohnt, dass das Danach besser sein wird als das Zuvor. Das ist in der Liebe so und beim Sterben wohl auch.

Wir können das Warten nicht loswerden, weil jedes Handeln ein Warten nach sich zieht. Alles, was wir tun können, ist, das Warten zu einer Tugend werden zu lassen, es nicht als Zwischenzeit zu verstehen, als Raub von Lebenszeit, sondern als Möglichkeit der Kontemplation. Wir müssten nur das Warten in der Chronologie der eigenen Existenz nicht als Unterbrechung oder als Rauswurf aus der Zeit begreifen.

Dann, mit etwas Glück, warten zwei Stühle im Land des Wartens auf uns. Auf die wir uns setzen können, alleine mit unseren zwei Seelen in der Brust oder mit einem anderen Wartenden, und wir können uns im Warten niederlassen und mit ein wenig Glück einen einstigen Nichtort zum Topos werden lassen. Griechen können das, auf Stühlen sitzen und das Warten als angenehme Existenzform erfüllend aussitzen.

Vielleicht hat Panayiotis Tetsis (1925–2016), der das Meer malte und Cafés, diese Möglichkeit des produktiven Atemholens im stets beschäftigten Dasein unserer Zivilisation ins Bild gesetzt. Dass das gefühlte Nichts im Warten auch ein Alles sein kann.

Michael Bahnerth

Ein kleines Quantum reiner Zeit

Marcel Proust, vor 150 Jahren geboren, hat eine besondere Form der Erinnerung entdeckt. Das poetische Gedächtnis braucht einen Sinneseindruck, um sich zu entfalten.

Otto A. Böhmer

Marcel Proust: Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. Aus dem Französischen von Eva Rechel-Mertens. Suhrkamp. 5000 S., Fr. 128.–

Marcel Proust wusste bereits als Junge, dass er Schriftsteller werden wollte: «So nun, völlig ausserhalb von jeder literarischen Absicht und ohne einen Gedanken daran, fühlte ich meine Aufmerksamkeit gefangen von einem Dach, einem Sonnenreflex auf einem Stein, dem Geruch eines Weges, und zwar gewährten sie mir dabei ein spezielles Vergnügen, das wohl daher kam, dass sie aussahen, als hielten sie hinter dem, was ich sah, noch etwas verborgen, das sie mich zu suchen aufforderten [...]»

Mit geschlossenen Augen sehen, um zum Kern der Dinge vorzudringen: Dieser Erkenntnisschulung unterzieht sich der junge Proust mit einer Leidenschaft, die seine Altersgenossen eher in die üblichen Zerstreuungen investieren. Trotzdem oder gerade deswegen hat er daran seinen Spass; seine Erkundung der Welt, das ahnt er früh, ist eine Wahrheitssuche, die keinen Anfang und kein Ende kennt.

Mit gesundem Misstrauen

Marcel Proust wird am 10. Juli 1871 in Paris geboren. Der Vater ist Professor für Hygiene und als Generalinspekteur der Sanitätsdienste ein anerkannter Fachmann; die literarischen Ambitionen seines Sohns, der seiner Meinung nach lieber Jurist oder Bankier werden soll, verfolgt er, seiner Profession gemäss, mit gesundem Misstrauen. Den vollkommenen Gegenpart zum strengen und ernüchternden Vater verkörpert die Mutter: Jeanne Proust wird als zartes, hochempfindsames Geschöpf geschildert, in deren Liebe sich der kleine Marcel so dauerhaft einhaust, dass er davon auch als Erwachsener nicht lassen mag. Er ist ein kränkliches Kind; mit acht Jahren erleidet er erste heftige Asthmaanfälle, die ihn ein Leben lang begleiten; seine Krankheit macht er gern zum Thema, was allerdings mehr Nachteile als Vorteile hat. Tatsächlich gewöhnt sich Proust an die Krankheit, so

wie sich auch die anderen daran gewöhnen, die seine Klagen nicht recht ernst nehmen.

Der zarte Junge aus wohlhabendem Elternhaus wird geschont und erlebt eine behütete Kindheit, deren Hüterin vor allem die Mutter ist; der Vater geht mit freudloser Miene seinen Amtsgeschäften nach. In Paris besucht Proust das renommierte Lycée Condorcet; er interessiert sich für Literatur und, mehr noch, für Philosophie. Auch die Sprache der Naturwissenschaften, die damals beginnen, ihren bis heute immer höher aufgetürmten Erkenntnisanspruch zu errichten, färbt auf ihn ab, was allerdings ein eher unmerklicher Prozess ist, der sich erst später, in den Beschreibungskünsten seines Hauptwerks, zu erkennen gibt.

Die Ferien verbringen die Prousts meist in Illiers in der Nähe von Chartres, wo die Familie seines Vaters ihre Wurzeln hat. Beauce und Perche heissen die historischen Landschaften, die hier ineinander übergehen und sich, auf anmutige Hügel verteilt, zu einem Ensemble von Wäldern und Wiesen, von Städtchen und beschaulichen Herrnsitzen formieren, das Proust später zur literarischen Landschaft von Combray veredelt, einer Region, die sich dem Blick

anschmiegt und tiefere Spuren hinterlässt als das Original, dem sie nachempfunden wurde.

Besonders angetan haben es ihm die Kirchtürme von Martinville; an ihnen erprobt der angehende Dichter in behutsamen Annäherungen die Möglichkeiten seiner Sprache: «An einer Wegbiegung hatte ich auf einmal jenes besondere Lustgefühl, das keinem anderen glich, beim Anblick der beiden Kirchtürme von Martinville, auf denen der Widerschein der sinkenden Sonne lag und die infolge der Wagenbewegung und der Windung der Strasse den Platz zu wechseln schienen [...] Beim Feststellen

Er kleidete sich sehr wählerisch, trug breite Aufschläge aus Seide, eine Rose oder Orchidee im Knopfloch.

und Einprägen der Form ihrer Spitze, der Verschiebung ihrer Linien, der Oberflächen, auf denen die Sonne lag, fühlte ich, dass ich noch nicht am Ende meiner Eindrücke war, dass etwas sich noch hinter dieser Bewegung, dieser Helligkeit befand, etwas, das sie zu enthalten und zugleich zu verbergen schienen.»

Proust gehört dem begüterten Bildungsbürgertum an, er hat eine Vorliebe für die Welt der Salons und des müden Adels, der sich mehr mit der Vergangenheit als mit der Zukunft beschäftigt. Seine Herkunft hat indes den Vorteil, dass er sich kaum je Geldsorgen machen muss und auch bei der Berufswahl Gelassenheit an den Tag legen kann. Er studiert an der Sorbonne, dient ein Jahr als Freiwilliger in der Infanterie, wird Assistent an der Mazarine-Bibliothek in Paris; er veröffentlicht Aufsätze und kleinere Prosastücke, all das ohne Leistungsdruck und begleitet von seiner Krankheit, die er zu seiner eigentlichen Lebensgefährtin erklärt.

Mit fünfundzwanzig veröffentlicht er sein erstes Buch, «Tage der Freuden», das zu einem beachtlichen Misserfolg wird. Proust lässt sich jedoch nicht beirren, seine Kunst steht in ihrer wesentlichen Wachstums- und Reifephase. Wie man sich den Dichter als jungen Mann vorzustellen hat, zeigt die Beschreibung eines Freun-



Schneewittchen und die sechs Zwerge



Ungewöhnliche Sanftmut: Autor Proust.

des: «Er hatte grosse schwarze Augen, die voller Glanz waren, einen Blick von ungewöhnlicher Sanftmut, eine noch sanftere, etwas atemlose Stimme. Er kleidete sich sehr wählerisch, trug breite Aufschläge aus Seide, eine Rose oder Orchidee im Knopfloch seines Gehrocks, einen Zylinder mit flachem Rand [...] Mit zunehmender Krankheit und ermutigt durch das Gefühl hinreichender Vertrautheit, das ihm erlaubte, sich nach Belieben anzuziehen, erschien er in den Salons und sogar des Abends nur noch in seinem Pelzmantel, den er im Sommer wie im Winter anbehielt, weil ihn beständig fro.»

1903 stirbt Prousts Vater, zwei Jahre später die Mutter. Sie, die immer an ihren Sohn geglaubt hat, kann nicht mehr miterleben, was sich nun doch noch abzeichnen beginnt: der literarische Erfolg ihres Sohnes, der so ungewöhnlich ist wie sein gesamtes, auf Nachtrag und Anverwandlung beruhendes Werk. Von 1909 an schreibt er an seinem Opus magnum, und er entwickelt dafür, notgedrungen, eine Existenzform, die seinem nicht gerade volkstümlichen

Erkenntnisinteresse entspricht: Abgeschirmt von der Aussenwelt, haust er in einem mit Kork tapezierten Zimmer, in das keine Geräusche und keine profanen Neuigkeiten dringen sollen.

Die Fenster bleiben geschlossen, aber über «die Arbeit des Bewusstseins», so nennt er sein ausschwärmend feststellendes Schreiben, gewinnen sie Durchlässigkeit zu einer Zeit hin, die nicht mehr ihr gewöhnliches Abschnurren zu erkennen gibt, sondern das Beharrende in Formgebung und Bedeutung. Noch immer stehen die Kirchtürme von Martinville am Horizont, und je mehr die Ansichten, die sie bieten, nachgezeichnet werden können, desto mehr scheint eine andere Wirklichkeit in ihnen auf: «Ich wusste nicht, weshalb es mich glücklich gemacht hatte, sie zu erblicken [...] Bald darauf war es, als ob die Umrisslinien und besonnten Flächen [...] sich öffneten und etwas, was mir in ihnen verborgen geblieben war, nunmehr erkennen liessen; es kam mir ein Gedanke, der einen Augenblick zuvor noch nicht in meinem Bewusstsein war und der sich zu Worten gestaltete.»

Prousts eigentliche Entdeckung ist eine besondere Form der Erinnerung, die sich dort auftut, wo das intellektuelle Gedächtnis nichts mehr aus sich herauszuholen vermag. Das andere, das poetische Gedächtnis entfaltet sich, wenn ein gegenwärtiger Sinneseindruck mit einer Erinnerung verschmilzt, die anscheinend nur darauf wartet, aufgerufen zu werden und sich in ganzer Fülle zu zeigen. Ein neues Wesen im Wissen entsteht, das der Zeit enthoben wird und glückhafte Hellsichtigkeit gewährt.

Bleibende Urbilder

Das berühmteste Beispiel, das Proust für sein kunstvolles Erinnern angibt, benennt einen profanen Vorgang: Der Erzähler kostet von einer Madeleine, die er zuvor in Tee aufgeweicht hat: «In der Sekunde nun, als dieser mit dem Kuchengeschmack gemischte Schluck Tee meinen Gaumen berührte, zuckte ich zusammen und war wie gebannt durch etwas Ungewöhnliches, das sich in mir vollzog. Ein unerhörtes Glücksgefühl, das ganz für sich allein bestand und dessen Grund mir unbekannt blieb, hatte mich durchströmt. [...] Ich hatte aufgehört, mich mittelmässig, zufallsbedingt, sterblich zu fühlen. Woher strömte diese mächtige Freude mir zu? Ich fühlte, dass sie mit dem Geschmack des Tees und des Kuchens in Verbindung stand, aber darüber hinausging und von ganz anderer Wesensart war. Woher kam sie mir? Was bedeutete sie? Wo konnte ich sie fassen?»

Die Beantwortung dieser Fragen bedeutet, auch die Zeit wiedergefunden zu haben, nach der Proust zuvor so lange schon gesucht hat. Es zeigt sich nämlich, dass die Zeit angehalten werden kann, wenn sie sich der unwillkürlichen Erinnerung ergibt; dann leuchtet das Vergangene wieder auf, klarer als je zuvor, und das Gegenwärtige spricht ihm Gewissheit zu. Proust setzt eine Grundüberzeugung der platonischen Philosophie in Poesie um; sie besagt, dass es bleibende Urbilder gibt, auf die sich unsere Erkenntnisse in wehmütiger Wiedererinnerung richten. Aus ihr fällt für uns «ein kleines Quantum reiner Zeit» ab, das die Heimkehr in ein geläutertes Ich verspricht: «[...] Eine aus der Ordnung der Zeit herausgehobene Minute hat in uns, damit er sie erlebe, den von der Ordnung der Zeit freigewordenen Menschen wieder neu erschaffen. [...] was könnte er, der Zeit enthoben, für die Zukunft fürchten?»

Proust stirbt am 18. November 1922. Für die Zukunft muss er tatsächlich nichts mehr fürchten: «Alle diese Verpflichtungen, die im gegenwärtigen Dasein nicht hinlänglich begründet sind, scheinen einer anderen, auf Güte, auf Gewissenhaftigkeit, auf Opferbereitschaft basierenden Welt anzugehören, einer Welt, die vollkommen anders als unsere hiesige ist, aus der wir aber gekommen sind, um auf dieser Erde geboren zu werden, bevor wir vielleicht in jene zurückkehren.»

Mode anders denken

Claude Menzi

Regina Dürig und Patrick Savolainen:
Pestalozzi-Agenda 2021/22, Werd & Weber.
320 S., Fr. 15.90

Wussten Sie, dass ein Viertel der weltweit verwendeten Insektizide auf den Anbau konventioneller Baumwolle entfällt? Für solche Fakten und Einblicke in die Modeindustrie lohnt es sich, in die neue Pestalozzi-Schüler-Agenda 2021/22 hineinzuschauen. Dieses Jahr lenkt der Kalender die Aufmerksamkeit der Jugend auf das Thema Mode. Nebst den klassischen Angeboten des analogen Terminalspeichers – Platz zum Eintragen der To-dos, eine Adressliste, wichtige Formeln und Masse – enthält die Agenda einen redaktionellen Teil. Wer zum Thema Mode Ankleidetipps oder Hintergründe zu Kollektionen von Modehäusern erwartet, wird enttäuscht. Die Agenda versucht im Gegenteil, auf das abseits vom Mainstream Liegende aufmerksam zu machen.

Der Fokus gilt Phänomenen, die sich dem Gängigen widersetzen: Wie lässt sich Nachhaltigkeit mit Billig-Shirts vereinbaren? Wie kann man sich den Schönheitsidealen widersetzen? Wie lässt sich das Kopftuch als modisches Statement inszenieren? Wie kann man eine multikulturelle Garderobe entwickeln?

Trend und Lebensgefühl

Die Antworten liefern Interviews mit jungen Menschen, die Begriffe erläutern und Einblicke in die Modeindustrie geben. Unter anderem werden Labels aufgeführt, die gegen die Fast-Fashion-Industrie vorgehen: etwa Rework, das neue Stücke aus Secondhandkleidern herstellt. Unter dem Stichwort «Body Positivity» wird auf den Einfluss der Werbung auf die heutigen Schönheitsideale aufmerksam gemacht.

Das Kapitel «Kleidung und Zugehörigkeit» zeigt, wie junge Frauen mit dem Kopftuch gesellschaftlichen Konventionen entfliehen können. Bezüglich Symbolkleidung wäre es interessant gewesen, auch auf andere Aspekte der Zugehörigkeitsvermittlung einzugehen. Gerade der Stil der Jugend kann als Code dafür interpretiert werden, einer sozialen Gruppe anzugehören – Hipster, Gangsta und so weiter. Sich dem zu widersetzen, braucht Mut – den offenbar viele nicht zu haben scheinen. Oder warum sonst kaufen sie in hundskommunen Modegeschäften wie Zara oder H & M ein? Dort lässt sich Trendkleidung, die ein Lebensgefühl vermittelt, günstig finden. Auch wenn der Inhalt der Agenda teils einseitig ausfällt, liefert sie Ideen dafür, wie man den persönlichen Modekonsum nachhaltiger gestalten kann.

Claude Menzi studiert Populäre Kulturen an der Universität Zürich.



Puttitschfra und Tägähüfeli: Wort-Wanderer Widmer.

Widmer wörtelt Max Wey

Thomas Widmer: Mein Wortschatz.
Mit Illustrationen von Till Lauer.
Echtzeit. 264 S., Fr. 33.90

Das Verb «wörteln» existierte früher einmal; es bedeutete «schwätzen», aber auch «mit Worten streiten». In der Bedeutung «sticheln» lebt es in der österreichischen Mundart weiter. Ich habe es also nicht erfunden. Thomas Widmer, von dem eben das sorgfältig gestaltete Bändchen «Mein Wortschatz» erschienen ist, kreierte dagegen neue Wörter. Lustige Kinderkrippennamen kurbelten seine Fantasie an: Einen Zoo könnte man ja «Zebraagel» nennen, ein Hallenbad «Chlorpfützli».

Thomas Widmer hat Arabisch und Islamwissenschaften studiert. Mit seiner Wanderkolumne, die in der *Schweizer Familie* erscheint, hat er es zu einiger Berühmtheit gebracht. «Wanderpapst» rufen sie ihm gelegentlich nach, ihm, dem reformierten, aus der Kirche ausgetretenen Appenzeller aus Stein AR. Dieser Autor interessiert sich einfach für alles, hat beim

Wandern die Nase im Wind und die Augen und Ohren offen, er ist ein Wortjäger und -sammeler. In seinem Schweizer Widmer-ABC wirft er uns mit leichter Hand Wortbrocken um Wortbrocken vor die Füße.

Puttitschfra und Tägähüfeli

«Berge sind schrecklich und böse, dort hausen Dämonen.» Diesen Satz hätten wir nicht erwartet; er stammt nicht vom Buchautor – im Mittelalter dachte man so. Von 25 Bergen erfahren wir, wie sie zu ihrem Namen kamen. Burdlef ist der Dialektname von Burgdorf BE, Haubu jener von Hallwil AG, Diepoldsau SG ist Tippilzou.

Wer kennt schon die deutschen Ortsnamen von Bonfol JU (Pumpfel), Donatyre VD (Mutterzieh) oder Givisiez FR (Siebenzach)? Rofel, Möhlin-Jet, Laseier? Dies sind Namen von lokalen Winden. In «Der Mensch erscheint im Holozän» unterscheidet Max Frisch neun Arten von Donner. Thomas Widmer notiert unter dem Stichwort «Agglo» in zehn Punkten, was seiner Meinung nach eine Agglomeration ausmacht.

Wer dieses Buch nicht gelesen hat, wird vielleicht nie wissen, was es mit Puttitschfra und Tägähüfeli auf sich hat oder wie eine «blöode» Suppe in Schwyz schmeckt und wo man einen



Bluthund essen kann. Beim Stichwort «Güsel» fällt Widmer ein, dass auf Türkisch «güzel», ähnlich ausgesprochen, «schön» heisst. Humor hat er auch noch, dieser Hansdampf auf allen Wanderwegen.

Afrika wird überreichlich gerettet

Stephen Smith

Volker Seitz: Afrika wird armregiert oder Wie man Afrika wirklich helfen kann. DTV. 288 S., Fr. 21.90

Die einzige Erfahrung, die wir alle mühelos teilen, ist die Schwierigkeit, anderen unsere Erfahrungen zu vermitteln. In diesem Sinn ist Volker Seitz ein Bravourstück gelungen. Vor zwölf Jahren hat der Veteran des deutschen Auswärtigen Amtes, der in sieben Ländern südlich der Sahara für Deutschland auf Posten war, eine Fundgrube seiner Erfahrungen in Afrika auf dem Buchmarkt zugänglich gemacht. Sein Longseller ist jetzt in einer aktualisierten und erweiterten Neuauflage als Taschenbuch verfügbar. Die Lektüre ist spannend, weil sie auf-

merksame Beobachtungen als Probe aufs Exempel benutzt. Wer Anstöße zum Nachdenken über Afrika und unser Verhältnis zum Nachbarkontinent Europas sucht, kommt hier auf seine Kosten.

Das überzeugendste Beispiel dafür ist die Auseinandersetzung mit der Entwicklungshilfe in Afrika – Seitz lehnt den Begriff Entwicklungszusammenarbeit als «schönfärberisch» ab, weil das Geben und Nehmen nicht wechselseitig sei. Aber der Diplomat weiss aus eigener Erfahrung, dass der Altruismus der einen oft scheinheilig ist und die Abhängigkeit der anderen oft ein Mummenschanz.

So stört es zum Beispiel die hilfreichen Europäer nicht, dass sie jährlich 20 000 Ärzte und Krankenschwestern aus Afrika abwerben oder dass man von den 68 Milliarden Dollar,

Zur offiziellen Korruption gehört, dass der Präsident von Kenia mehr verdient als der Präsident der USA.

die gegenwärtig pro Jahr nach Afrika fließen, besser als ausländischer Experte denn als einheimischer Notdürftiger lebt. Das liegt aber auch daran, dass die afrikanischen Behörden, die den Kontinent «armregieren», zynische Torwächter sind. Sie wollen bezahlt werden, damit wir ihren Landsleuten helfen dürfen.

«In sämtlichen Ländern, in denen ich gearbeitet habe», schreibt Seitz, «müssen Tagegelder, sogenannte *per diems*, gezahlt werden, damit sich Beamte mit den Helfern [...] an einen Tisch setzen.»

Und das ist nur die offizielle, institutionell verbrämte Korruption. Zu ihr gehört, dass der Präsident von Kenia mehr verdient als der Präsident der USA und der Bürgermeister von Libreville, der 700 000 Einwohner zählenden Hauptstadt von Gabun, fast dreimal so viel – monatlich 30 500 Euro – wie sein Amtskollege in Berlin. Aber die Bürokraten der Armut leben nicht nur in Afrika gut. «Die Uno hat 23 Spezialorganisationen, die sich mit Wasser beschäftigen, und musste eine völlig neue Institution – UN-Wasser – schaffen, nur um die Arbeit dieser 23 Organisationen zu koordinieren.»

Seitz geht mit dem postkolonialen Afrika harsch ins Gericht. Die Misswirtschaft, die er unter anderem in Guinea, dem Niger und Kamerun als Alltag erlebt hat, scheint ihm eine



hinreichende Erklärung dafür zu sein, dass der Kontinent relativ gut in die Unabhängigkeit entlassen wurde, aber seither immer mehr zurückfällt. Er erinnert zu Recht daran, dass Ghana 1957 ein höheres Pro-Kopf-Einkommen vorwies als Spanien und der ehemalige Belgisch-Kongo 1960 einen höheren Industrialisierungsgrad als Brasilien. Aber er stellt nicht in Rechnung, dass sich seither Afrikas Bevölkerung vervierfacht hat – von rund 300 Millionen Einwohnern 1960 auf heute über 1,3 Milliarden.

2050, in weniger als dreissig Jahren also, werden rund 2,5 Milliarden Menschen in Afrika leben. Unter solchem – präzedenzlosem – demografischem Druck hätten es auch hochkompetente und unbestechliche Regierungen nicht geschafft, all die Wohnungen, Schulen, Krankenhäuser, Strassen und andere Infrastrukturen zu finanzieren, die für eine so rasant wachsende Bevölkerung notwendig sind.

Ohnmächtige Bevölkerung

Seitz geht der Frage nach, ob die Externalisierung des Fortschritts in Afrika – das Ausland zahlt und kümmert sich um die Entwicklung des Kontinents, mehr als manche einheimische Regierung – die Bevölkerung nicht im Wortsinn ohnmächtig macht. Er gibt darauf drei Antworten. In den vergangenen Jahrzehnten sind die Erfolgsmeldungen aus Ländern gekommen, die im Vergleich wenig Hilfe erhalten haben. Gleichzeitig führt der Misserfolg des Entwicklungsprojekts in Afrika nur dazu, dass «mehr Geld» gefordert wird – als ob sich Entwicklung einfach kaufen liesse und unabhängig von der Tatsache, dass seit 1960 bereits sechsmal die Summe des Marshallplans im Kontinent versenkt worden ist. Schliesslich, da sich vor Ort so wenig ändert, dass selbst die Hoffnung auf eine bessere Zukunft schwindet, kehren mehr und mehr junge Afrikaner ihrem Kontinent den Rücken.

In jeder Schatztruhe findet sich auch Katzensgold. Ruanda als lobenswerten «Ausnahmestaat» in Afrika zu bezeichnen, zeugt von einem blinden Fleck des Autors. («Natürlich: Es fehlen grundlegende Freiheiten wie Presse- oder Versammlungsfreiheit. Auch gibt es keine offizielle Opposition. Aber das Positive überwiegt doch gewaltig.») Vielleicht geht Seitz hier dem «Ablasshandel», den er ansonsten anprangert, selbst auf den Leim. Insgesamt stösst er einen aber hilfreich vor den Kopf. Für viele afrikanische Regierungen sei die Abwanderung der Jugend «kein Alarmzeichen, sondern ein Ventil», schreibt er; sie forderten ein Recht auf Migration. Das verdient seine «Kritik der reinen Unvernunft» ebenso wie die fast 700 Millionen Dollar an deutscher Entwicklungshilfe, die China noch 2017 erhielt, weil unsere Hilfsbürokraten vom «Mittelabfluss» leben. Afrika wird armregiert, Europa rettet überreichlich.

Grenzscheide zweier Zeiten

Kurt Steinmann

Francesco Petrarca: Die Besteigung
des Mont Ventoux. Aus dem Lateinischen
von Kurt Steinmann. Reclam. 69 S., Fr. 5.90

Am 7. Juli 2021 überquerte die Tour de France den Berg, und zwar zum ersten Mal in ihrer Geschichte zweimal an einem Tag von zwei Seiten her. Der Mont Ventoux ist erstmals seit 2016 wieder im Programm des längsten und härtesten Radrennens der Welt. Traurige Berühmtheit erlangte der 1909 Meter hohe Berg in der französischen Provence 1967 durch den Tod von Tom Simpson. Vollgepumpt mit Amphetaminen, brach der britische Spitzenfahrer 1,5 Kilometer vor dem Ziel zusammen und starb.

Für Radsport-Begeisterte ist der Mont Ventoux durch seine Steilheit und gnadenlose Selektionsfähigkeit ein Monument. Für die an Geistesgeschichte Interessierten ist Petrarca's Schilderung der Besteigung des «Windigen Berges» (der Name leitet sich wahrscheinlich von «*Mons Ventosus*» her) das Zeugnis einer neuen Natur- und Landschaftserfahrung, ein Schlüsseldokument an der Schwelle vom Mittelalter zur Neuzeit.

Der Brief über die Besteigung des Mont Ventoux ist die berühmteste lateinische Schrift Petrarca's. Wer an Francesco Petrarca denkt, denkt wohl zuerst an seine Lyrik, an den «Canzoniere» und an Madonna Laura, dann aber bald an jenes bergsteigerische Unternehmen, das dem Dichter den Ehrentitel «geistiger Vater des Alpinismus» eingetragen hat. Diese Einschätzung der Besteigung des immer vom Mistral umtobten Berges als Geburtsstunde des Alpinismus ist indes allzu sehr betont worden, bleibt doch die Beschreibung des Aufstiegs in unscharfen Allgemeinheiten stecken.

Ungeheure Schaulust

Der Pioniercharakter des Unternehmens aber erhellt daraus, dass das Bergsteigen erstmals als Selbstzweck dargestellt wurde: «Den höchsten Berg dieser Gegend, den man nicht zu Unrecht Ventosus, <den Windumbrausten>, nennt,

habe ich am heutigen Tag bestiegen, allein vom Drang beseelt, diesen aussergewöhnlich hohen Ort zu sehen.» Gipfelbesteigungen aus sportlichem Ehrgeiz oder gar um eines Naturerlebnisses willen sind im Altertum undenkbar. Natur wird in Europa erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, seit Rousseau und Goethe, intensiv erlebt und beschrieben, und hohe Gipfel werden erst seit dem 19. Jahrhundert mit der Ausbreitung des Sports von Grossbritannien her erklommen. In der Antike sind für Bergbesteigungen nur zwei Motive denkbar: wissenschaftlicher Forscherdrang (bei den Griechen) und militärisch-strategische Notwendigkeit (bei den Römern).

Wichtiger als der physische Aufstieg Petrarca's ist der spirituelle. Nicht so sehr als alpinistisches Dokument, sondern als ein Zeugnis einer Epochenschwelle gilt dieser Brief an seinen Freund, den Frühhumanisten Francesco Dionigi di Borgo San Sepolcro. Dass Petrarca an der Schwelle zur

neuzeitlichen ästhetischen Erfahrung steht, das hat erstmals ganz deutlich Jacob Burckhardt gesehen.

Am 24. April 1336 brechen Francesco Petrarca und sein Bruder von Avignon aus zur Besteigung auf. Gegen Abend erreichen sie das am Fusse des Ventoux gelegene Malaucène, nachdem sie fast fünfzig Kilometer zurückgelegt haben. In Carpentras, ihrer früheren Wohngemeinde, ruhen sie sich einen Tag aus. Am 26. steigen sie auf den Berg, fernab aller praktischen Ziele, allein

von Schaulust getrieben. Zwei Diener begleiten sie. Die warnenden Worte eines greisen Hirten, der selbst einst aus dem Antrieb jugendlichen Feuers den Gipfel erstiegen, aber nur Reue und Mühsal davongetragen hatte – wenn schon, würde er den alpinistischen Ruhm verdienen –, steigern nur ihr Begehren.

Während der Bruder zielstrebig den Gipfel anpeilt, verliert sich Francesco auf der Suche nach einem bequemeren Weg und auch in Betrachtungen über das selige Leben. Endlich erreicht er die Hochfläche des Ventoux. Die Intensität der sinnlichen Erfahrung übt eine betäubende Wirkung auf ihn aus. Sein Blick richtet sich nach Osten, wo Italien liegt, die Alpen erscheinen greifbar nahe.

Eine ungeheure Schaulust überfällt ihn, die Lust, die schon bei Augustinus die gefährlichste für das geistige Heil ist. Aber Petrarca erliegt ihr



«Geistiger Vater des Alpinismus»:
Lyriker Petrarca (1304–1374).



Spirituelle Aufstieg: Mont Ventoux.

nicht. Die Betrachtung des Raumes führt ihn zur Betrachtung der eigenen Lebenszeit. Den Selbstverlorenen wecken die Kameraden, und noch einmal, diesmal nach Westen und Süden, eröffnet sich die Landschaft dem staunenden und geniessenden Auge. Dieser Kampf zwischen Aussen und Innen, zwischen Welt und Seele endet damit, dass Petrarca die ständig mitgeführte Taschenausgabe der «*Confessiones*» des Augustinus aufschlägt, wo ihm just jene Stelle im zehnten Buch vor Augen kommt, an der das Staunen über die Mächtigkeit der Natur hart in Gegensatz gesetzt ist zur Selbst-



vergessenheit des Menschen. Wieder ist Petrarca «wie betäubt», zürnt sich selber, dass er jetzt noch Irdisches bewundert, wendet das innere Auge auf sich selber, und stumm vollzieht er den Abstieg. In einem abgelegenen Teil des Hospizes will er noch in der Nacht seinen Ventoux-Brief geschrieben haben.

Befreiender Frevel

Warum wird der 26. April 1336 als «einer der grossen, unentschieden zwischen den Epochen oszillierenden Augenblicke» bezeichnet (Hans Blumenberg)? Der Geist des Briefes steht

im Kreuzpunkt des «schon» und des «noch nicht». Das Interesse an Landschaft, vorausweisend auf den Geist der welterobernden Renaissance, wird bei Petrarca zwar evoziert, aber sogleich zurückgenommen durch die augustinisch gefärbte Reflexion mittelalterlicher Verneinung. Der Brief bezeugt einen kühnen Ausblick auf das Neue und zugleich die Rückkehr ins Überkommene. Bei Petrarca wird die Unmittelbarkeit sinnlicher Erfahrung schon als befreiend und beglückend empfunden, aber durch das Mahnwort des Augustinus als Frevel erkannt.



Die Bibel

Humanismus

Der Zeitgeist empört sich über allerlei Ereignisse und Zustände. Beispiele sind die Black-Lives-Matter-Bewegung, die Regenbogenfarben im Fussballstadion oder die Aufmärsche gegen Diskriminierungen. Will man diese Ansprüche auf einen gemeinsamen Nenner bringen, so muss dieser *Humanismus* heissen. Das Wort bezeichnet – nebst der Wiederentdeckung der antiken Kultur im Mittelalter – ein Denken und Handeln, das die Menschenwürde achtet. Die Empörungen richten sich gegen Verletzungen der Menschenwürde. Und weil die Menschenwürde ein christliches Postulat ist, wollen die Kirchen hier mithalten.

Aber man muss genau hinschauen. Die christliche Botschaft ist die Botschaft vom Humanismus Gottes. Das Johannes-evangelium fasst sie so zusammen: *Das Wort wurde Fleisch und wohnte unter uns.* (1,14) Jesus als wahrer Gott und Mensch hat klargestellt, was der Mensch ist: Er ist von Gott her und auf Gott hin. Er ist auf seine Mitmenschen bezogen. Eremiten sind die Ausnahmen, welche die Regel bestätigen. Weiter sagt die Bibel, dass jeder Mensch sprungbereit ist, aus dieser seiner Bestimmung auszubrechen, weil er ohne Gott sein will, oder weil er seine Mitmenschen herabsetzen will. Diese Neigung heisst in der Bibel «Sünde» und bedroht den Humanismus pausenlos. Aber zum Humanismus Gottes gehört auch die Vergebung, also die gnädige Befreiung aus aller Schuld.

Die Empörungen werden in der Regel nicht nur von humanistischen Motiven angetrieben, sondern sind Mischungen aus Liebe und Hass. Weil ein Humanismus ohne Gott scheitert, haben die Grossprojekte für eine humane Welt stets in Terror und Tod geendet. Straftaten wie die Tötung von George Floyd sind selbstverständlich zu verurteilen. Aber der Humanismus wurzelt nicht in der Empörung. Er wurzelt in der Selbsterkenntnis und in der Vergebung Gottes.

Peter Ruch

Stimmen aus dem Cyberspace

Podcasts sind grunddemokratische Formate. Sie geben allen eine Stimme.

Rolf Hürzeler

Frau Merkel, die deutsche Bundeskanzlerin, ruft den Schweizer Satiriker Patrick «Karpi» Karpiczenko an. Sie suche emotionalen Beistand für die Zeit nach ihrer Kanzlerschaft, sagt sie im Podcast «Supernova». Der Komödiant ist zwar leicht irritiert, lässt sich indes vom gefälschten Telefonanruf nur scheinbar aufs Glatteis führen. Tatsächlich war die Stimme Angela Merkels digital rekonstruiert, es handelte sich um eine Produktion der «Audiobande», eines Zusammenschlusses von professionellen Podcastern. Sie fälschten die Merkel-Stimme im Zusammenhang mit der Ausstellung «Super – Die zweite Schöpfung» über künstliche Intelligenz im Berner Museum für Kommunikation. Das achtheilige Audioprojekt «Supernova» ist eine Edelsonversion der Podcasts, eine aufwendige Produktion mit künstlerischem Anspruch, die das Migros-Kulturprozent finanziell unterstützte.

Ein Podcast mit höherem Anspruch ist die Ausnahme. Das Audioformat hat sich im Lauf der letzten Jahre vielmehr zu einem Medium für alle entwickelt, vergleichbar mit den unzähligen Blogs auf den Websites. Podcasts sind urdemokratisch: Jedermann kann sie produzieren und im Internet aufschalten, selbst mit bescheidenen Mitteln. Podcasts sind unterhaltend oder sollten es jedenfalls sein. Inhaltlich ergänzen sie die traditionellen Medien wie Print, Radio und Fernsehen.

Die Podcasts illustrieren die Rückkehr einer Tradition, die Jahrtausende zurückreicht – die *oral history* oder mündliche Überlieferung. Kulturelle Inhalte werden zusehends mündlich vermittelt, die meisten neuen Bücher erscheinen in einer Audioversion, oder die Hörspielproduktion ist mit der Digitalisierung einfacher sowie günstiger geworden – und damit demokratischer. Das gesprochene Wort genießt im Vergleich zum

geschriebenen eine neue Aufmerksamkeit. Die Bilderflut des letzten Jahrhunderts, die mit dem Fernsehen einsetzte, scheint wenn nicht rückläufig, so doch eingedämmt zu sein.

Interessant für Werbung

Am Anfang der digitalen Podcast-Geschichte stand ein Tausendsassa, der Brite Ben Hammersley. Die *Times* stellte ihn vor rund zwanzig Jahren als ersten Internetreporter ein, und er prägte 2004 den Begriff *podcast* für digitale Audio-Einheiten. Hammersley war kein Pizza- und Coke-Nerd, sondern ein erfahrener Kriegsreporter. Amerikaner nahmen seinen Begriff *podcast* begierig auf, und von da weg segelte er quer durch das Internet wie eine beliebte Porno-Site.

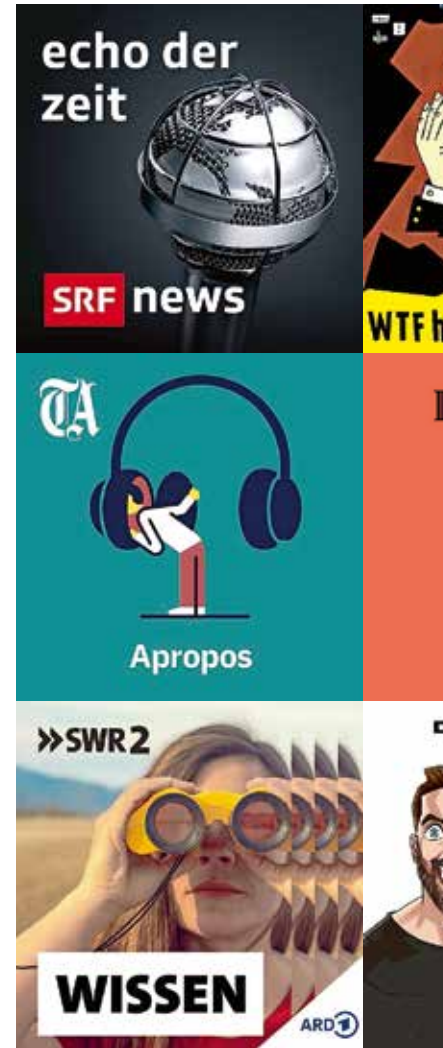


Hat's erfunden: Ben Hammersley.

Porno? Wie in jedem Medium ist auch hier eine Schmutzdecke versteckt. Die Audio-Inhalte sind allerdings meist einschlägig bebildert und somit kaum vom verbreiteten Pornoangebot unterscheidbar. Amüsant zu hören ist indes die Comedy-Variante des Genres mit Produktionen wie «My Dad Wrote a Porno», eine groteskschlüpfrige Erotik-Komödie in Folgen.

In der Schweiz kommt das Format natürlich seriöser daher. Als durchschlagender Erfolg erwies sich 2018 die sozialkritische SRF-Produktion «Edi – Leben am Limit» über einen Kriminellen, der sich während Jahren nicht an die Regeln des Zusammenlebens halten wollte.

Naturgemäss beschäftigen sich die Radioleute am intensivsten mit Podcasts. Robert Ruckstuhl, Leiter Kanäle SRF-Radio, verfolgt ihre Entwicklung seit Jahren genau. Sie erlauben dem Publikum das zeitverschobene Hören von Sendungen wie «Echo der Zeit». Andere Produktionen wiederum gehen höchstens als Zweitausstrahlung über den Sender, werden primär digital angeboten wie «Input» von Radio SRF3



Audio-Selfies oder Vertiefung?

mit gesellschaftlichen Themen wie «Kinderfreies Leben – macht das einen Sinn?». Angebote wie die fünfteilige Serie «Rückspiegel» mit Mona Vetsch erinnern an gesellschaftliche Diskussionen der Vergangenheit, als etwa Homosexuelle in der «Telearena» 1978 einen spektakulären Auftritt hatten.

Die vornehmlich jüngere Hörerschaft nutzt Podcasts anders als Radiosendungen. Laut Ruckstuhl steigt ein Podcast-Hörer im Gegensatz zum Radiohörer immer ganz am Anfang ein: «Sie sind speziell interessiert am Thema. Bei einem Podcast über Hunde beispielsweise darf man mitten ins Thema rein. Man muss nicht erklären, warum das interessant ist, es gibt ja keine Zufallshörer wie im Radio.» Podcasts erreichen ihr Publikum ohne Streuverluste wie beim traditionellen Radio. Dieses ist ein flüchtiges Begleitmedium, bei dem die Aufmerksamkeit durch Ablenkungen schnell verlorengeht.

Podcasts haben sich zudem dank Werbung zu einem kommerziellen Modell entwickelt. Sie gehören heute zur Corporate Identity jedes Unternehmens, das in der digitalen Welt präsent sein will – von der Migros bis Mercedes-Benz.

Die Fokussierung auf ein Zielpublikum macht Podcasts für die Werbung interessant. Der Winter-



die zwölf Top-Podcasts in der Schweiz (gemäss Podtail).

thurer Nico Leuenberger hat diese Marktlücke erkannt. Der «Audio-Storyteller aus Leidenschaft» (Eigenwerbung) produziert etwa für die Migros halbstündige Publireportagen zum Mithören. So besucht Leuenberger mit einer Migros-Angestellten unter dem Titel «Chrut und Rüebli» eine Filiale und lässt sich von ihr erklären, wo sich gesunde und preiswerte Bioangebote finden:

Podcasts erreichen ihr Publikum ohne Streuverluste wie beim traditionellen Radio.

«Nachhaltig muss kein Luxus sein», lautet die Botschaft. Leuenberger weiss, dass seine Podcasts nur ein Publikum finden, «wenn die Geschichte wirklich interessiert» – im Unterschied zum kürzeren Radio-Werbespot, der meist stört.

Der Berliner Alexander Apeitos versteht Podcasts dagegen als eigenständiges, narratives Format, mit dem sich Geld verdienen lässt. Er bietet als «Internetdienstleistung» einfache Radiosendungen mit dem Titel «True Crime» an. Dafür bereitet er Verbrechen aus der Vergangenheit auf, die auf Podimo oder Spotify gegen eine einmalige Gebühr oder im Abo zu

hören sind, etwa die jahrzehntealte Geschichte von der Ermordung eines Jungen in einem Bahntunnel in Frankfurt.

Wo ein Publikum ist, fehlen die Missionare nicht, die ihre Überzeugungen verbreiten wollen. So haben die Evangelikalen der Freikirche ICF die Podcasts entdeckt. Der Basler Prediger Matthias Saladin ruft beispielsweise unter der Devise «Einfach beten» seine Anhängerschaft zu einer «neuen Tiefe in der Freundschaft mit Jesus» auf: «Wir können voller Glauben beten.» Für diese Form der Werbung sind Podcasts ideal.

Digitale Hörformate lassen sich auch als Audio-Selfies verstehen. Ein Paradebeispiel dafür liefern die Kabarettistin Hazel Brugger und ihr Ehemann Thomas Spitzer, die einen Podcast über ihr Leben zu zweit bespielen – «Nur verheiratet». Sie reden ausführlich über die Romantik in den Hotels, zufälligerweise haben sie sich in einer Lobby kennengelernt. Das Unterschwellige ist für den aufmerksamen Hörer hier das Spannende: Wer fällt wem bei welchen Aussagen ins Wort? Dieser Podcast könnte jedem angehenden Paartherapeuten Anschauungsmaterial liefern.

Podcasts dienen im besten Fall der Vertiefung. Ein typisches Beispiel dafür sind die Podcasts der

amerikanischen Onlinepublikation *Politico*, die umfassende Hintergrundinformation zum aktuellen politischen Geschehen liefern.

Potenzial für die Zukunft

Auch die grossen Schweizer Verlagshäuser haben das Medium entdeckt. Bei Ringier beobachtet Vinzenz Greiner, Leiter soziale Medien bei der Blick-Gruppe, die Entwicklung «von einem Nebenprodukt zu einem eigenständigen Kanal». Allerdings werden laut Greiner Podcasts stets eine Ergänzung zu anderen Medieninhalten bleiben, etwa der Sport-Podcast «Pro und Konter»: «Debatten mit zwei Kontrahenten über Video-Schiedsrichter funktionieren sehr gut.» Das Potenzial sei für einen Verlag wie Ringier derzeit noch begrenzt, denn Werbung lasse sich via Podcast nur beschränkt verkaufen.

Christoph Zimmer von Tamedia hält «die direkte Refinanzierung von Podcasts in einem kleinen Markt wie der Schweiz für sehr schwierig bis unrealistisch». Er ist ebenfalls überzeugt, dass Podcasts als Ergänzung zu anderen Medienangeboten stehen müssen: «Sie müssen den Hörerinnen und Hörern gute Inhalte bieten. Als reines Marketinginstrument, um auf andere Inhalte hinzuweisen, eignen sie sich nicht.»

Der treffende Spruch «The Medium is the Message» von Marshall McLuhan aus den 1960er Jahren hätte auf die Podcasts gemünzt sein können, wenn es sie damals schon gegeben hätte. Wer einen Podcast wählt, sucht die Vertiefung, will etwas mehr wissen als das, was die Medienmacher ihrer Kundschaft oftmals auf die Schnelle liefern. SRF-Strategie Robert Ruckstuhl ist sicher, dass Podcasts kein Übergangsmittel sind wie seinerzeit die Videobänder. Umfragen zeigen, dass derzeit rund ein Drittel der unter 45-Jährigen mindestens einmal im Monat einen Podcast hört. Das Entwicklungspotenzial für die Zukunft ist gegeben.



«Nun reg' dich nicht gleich wieder auf!
Es war im Angebot...»



Moral ist nur ein Hindernis: Tom Schilling als Jakob Fabian.

Film

Zwischen Gift und Galle

Wolfram Knorr

Fabian (Deutschland, 2021)
Regie: Dominik Graf. Mit Tom Schilling,
Albrecht Schuch, Saskia Rosendahl

Manche Filmkritiken halten Dominik Graf's «Fabian» nach dem gleichnamigen Klassiker von Erich Kästner (1899–1974) für ein «Meisterwerk» (*Blickpunkt: Film*) oder zumindest die «wichtigste deutsche Literaturverfilmung seit Volker Schlöndorff's «Blechtrummel»» (Deutschlandfunk). Als Beitrag des Berlinale-Wettbewerbsprogramms ging er trotzdem leer aus.

Der Roman, 1931 am Ende der Weimarer Republik erschienen, von Walter Benjamin als «linke Melancholie» sanft verspottet, erzählt vom jungen Germanisten Jakob Fabian, einem skeptischen Beobachter seiner Zeit, und seinem Freund Labude, der an Veränderungen glaubt und daran scheitert. Beide ziehen, lakonisch verkürzte Bestandesaufnahmen deutschen Le-

bens der späten 1920er Jahre auf den Lippen, durch das abgewrackte Amüsier-Berlin. Fabian ist der Flaneur, den nichts mehr erschüttert, auch das Verhalten seiner Geliebten Cornelia Battenberg nicht, die eine Filmkarriere und einen Filmbonzen ihm vorzieht. Moral ist nur ein Hindernis. Am Ende erlebt er es selbst.

Kästner nannte seine spöttische Bestandesaufnahme «Fabian oder der Gang vor die Hunde». Dem Verlag war das aus Angst vor Zensur zu heikel, Kürzungen und ein anderer Titel mussten her. Der Autor akzeptierte und gab «Fabian» den Untertitel «Die Geschichte eines Moralisten». Das Buch wurde ein Erfolg, aber die Kürzungen retteten es nicht: Nur wenige Jahre später galt es als «entartet» und landete auf dem Bücher-Scheiterhaufen. Erst 2013 rekonstruierte Sven Hanschek die Urfassung. 1980 war der noch gekürzte Roman erstmals verfilmt worden. Die solide Umsetzung blieb ohne Resonanz. Der Zeitgeist war ein anderer.

Seit der Kultserie «Babylon Berlin» schwelgt man in der mondän-dekadenten Nostalgie der Roaring Twenties, und das Geraune von einer drohenden Wiederkehr der «Weimarer Zeiten» ist natürlich auch hilfreich für Kästners Wiederkehr. So ist es nicht verwunderlich, dass

neben der dreistündigen Graf-Verfilmung auch der unverwüsthche Theater-Berserker Frank Castorf eine gleich viereinhalbstündige (!) Version auf die Bretter des Berliner Ensembles wuchtete. «Fabian» ist in. Na prima. Aber warum gleich alles so masslos überspannen?

Castorf fuhrwerkt in den Katakomben von Fabians Seele herum. Graf's Film ist eine Hommage ans Kino – entfesselte Kamera, voll von kühnen formalen Spielereien, dokumentarischen Einschüben, Super-8-Bildern, Zitaten, Zeitebenen, und alles im fast quadratischen 4:3-Format. Die Cinephilen

Das Geraune von einer Wiederkehr der «Weimarer Zeiten» ist natürlich hilfreich für Kästners Wiederkehr.

mag das in Verzückung versetzen, aber in diesem Strudel geht die emotionale Präsenz der Figuren fast unter. Gott sei Dank gibt's im Film Tom Schilling als Fabian, der sich als lässige Mixtur aus Gift und Galle an dieser cineastischen Angeberei nicht wundscheuert.

Der Roman ist luftig, witzig, böse, mit Herz geschrieben. Man erkennt immer wieder den Kabarettisten, besonders in der komischen Passage übers «Kabarett der Anonymen». Dominik Graf unterschlägt die Stelle natürlich nicht, aber sie ist ohne die Leichtigkeit, den Charme des Kästner-Stils. Bei Graf wird der Besuch aggressiv, hässlich, um den «Babylon Berlin»-Kitsch zu vermeiden. Ganz kann er aber der Verruchtheits-Nostalgie nicht entkommen.

Jakob Fabian bewegt sich im Niemandsland zwischen Moral und Resignation, illusionslos, spöttisch. Sein bester Freund, Stephan Labude (Albrecht Schuch), schreibt seit fünf Jahren an einer Dissertation über den Aufklärer Gotthold Ephraim Lessing, ist unglücklich verlobt und hängt politischen Illusionen an. Seine wohlhabenden Eltern kümmern sich nicht um ihn, dafür tut es ihr Geld. Bei den nächtlichen Streifzügen mit Labude durch die Etablissements verliebt sich Fabian in die quirilige Cornelia Battenberg (Saskia Rosendahl), die dann aber ein Glamour-Leben vorzieht.

Kästners Gesellschaftssatire kippt bei der Rückkehr Fabians zur Mutter ins Rührselige. Der Literaturkritiker Michael Maar hält das «leicht trüffelige, mütterlich-verheuchelte Moralisieren Erich Kästners» für «nur noch schwer» erträglich. Stimmt schon, und es ist richtig, dass sich Graf dagegenstemmt – was ihm in der zweiten Hälfte (in der sich sein Stil beruhigt) auch gelingt. Bis dahin allerdings muss der Film leider alles auf einmal sein: politisch, sozial, urban, moralisch, ästhetisch. Und Fabian und Labude geraten in Gefahr, zwischen den schmierigen Etablissements, Luxus-schiebern, Wohlstandsnutten und natürlich auch den Nazis aufgerieben zu werden.

Fotografie

Suchende Anteilnahme

Angelika Maass

Mädchel Fuchs: Irgendwo und überall.
Scheidegger & Spiess. 180 S., Fr. 49.-

Da liest einer Wirklichkeit. Da liest einer die Welt. Welt, wie wir sie kennen, wie sie uns alle angeht. Einer, der sie in ihrer Widersprüchlichkeit liebt, zustimmend oder mit einem Kopfschütteln, und seinen Kommentar dazu abgibt: der Schweizer Fotograf Mädchel Fuchs. Sein neues Buch vereint «Gesammelte Momente» aus vierzig Jahren.

Ausgesprochen poetisch

Mädchel Fuchs hat schon viel gemacht, und in seinem Schaffen findet sich ganz viel Appenzeller Welt. Da fühlt er, «ein Heimat Suchender», sich wohl. Aber Fuchs, dem das Wort Seele viel bedeutet, ist nicht nur ein suchender Fotograf, sondern auch einer, der Anteil nimmt. Anteilnahme, aus der Erkennen entsteht; Bücher wie «Chome gaad. Der Hausierer Arthur Zünd» oder, auch das ein ausserordentliches Unterwegssein, «Con Triana. Romería del Rocío» über die grösste Wallfahrt Andalusiens: da wie dort mitmenschlicher Blick, Stimmung, Licht und Stimmen, fühlende Nähe in Schwarzweiss.

Ausgesprochen poetisch ist «Hag um Hag. Ein Requiem», in dem Mädchel Fuchs über das allmähliche Verschwinden dieses der Landschaft des Appenzells eingeschriebenen Linienwerks nachdenkt, es festhält in seiner winterlich nackten, grafisch-abstrakten Schönheit.

Und wie es darin um von Menschen gemachte Dinge geht, so geht es auch im neuen Buch des inzwischen Siebzighährigen um Menschen-dinge. Nur die Schönheit ist eine ganz andere.

Die Schönheit von «Irgendwo und überall» ergibt sich aus der Aufmerksamkeit, der fragenden, witzigen, kritischen, analytischen, verständnis-bereiten Lesart eines Menschen, der nicht anders kann, als «fotografisch kommentierend durch die Welt zu gehen», wie Fuchs schreibt. Er liest, was geschrieben steht – an Häusern, Mauern, auf Strassen und Plätzen. Nimmt es wörtlich, nimmt es im übertragenen Sinn, spricht es aus. Das kann so aussehen: das Bild einer Mauer mit den auf-gesprayten Worten «Für eine humane Asyl»; vom Fotografen kommentiert mit «Politik abgebrochen». Eine Strassenecke, unter dem Schild mit dem Strassennamen «Rue des Pensées» das Verkehrszeichen «Einfahrt verboten»; kommentiert mit «A sens unique». Oder, noch hinter-sinniger: das Bild eines Mauerpfeilers mit dem Schild «Privat – Durchgang verboten», darüber gross die Hausnummer 68; kommentiert mit «Unliebsame Erkenntnis».

Fuchs kann auch sehr deutlich werden, etwa wenn es um Bau- und Umweltsünden geht, um Krieg, Hass und Dummheit. Und weil er viel gesehen hat und vertraut ist mit den Dingen und Menschen irgendwo und überall, mit ihrer Vergangenheit und ihrer Geschichte, gelingt ihm wirklich «ein Beitrag zur Geschichts-betrachtung». Seine Lust am Paradox verlässt ihn aber auch in ernstesten Momenten nie. Die heiter-witzigen, ironischen überwiegen sowie-so, etwa wenn Fuchs dank der elf von einem winzigen Kleidchen flankierten Männerhosen an der Wäscheleine «Zwergittchen und die 11 Riesen» entdeckt.



Lust am Paradox: Fotografie von Mädchel Fuchs.

Alben für die Ewigkeit



Bob Marley and the Wailers:
Legend (Remastered Version, 2012)

Es gibt kein Album, das so entspannend wirkt im Verkehrsstau wie dieses. Unbedingt ausprobieren! Seit den späten Siebzighährigen hatte fast jede junge Band wenigstens ein Stück mit dem hypnotisch groovenden Jamaika-Beat in ihrem Repertoire. Reggae sei aber zu simpel für amerikanische Musiker, sagte Bob Marley einmal. «Du musst in dieser Musik leben und wissen, warum du sie spielen willst.» Genau das spürt der Hörer dieses packenden Sounds.

«Legend» ist das meistverkaufte Reggae-Album aller Zeiten.

Die Sammlung fasst die grössten Erfolge von Bob Marley and the Wailers zusammen und ist ein guter Einstieg in Marleys Gesamt-schaffen. Es zeigt die universelle Seele, die er dem jamaikanischen Rhythmus und der Spiritualität der Rastafaris gebracht hat. Wer bei Songs wie «Jamming» nicht automatisch mitwippt, sollte vielleicht einen Check-up beim Doktor ins Auge fassen.

Marleys Rolle als politischer Kommentator wird kurz durch «Redemption Song» oder «One Love/People Get Ready» auf den Punkt gebracht. Das starke «Exodus» wurde zu einer trance-artigen Aussteigerhymne: «Open your eyes and look within – are you satisfied with the life you're living? Uh!»

Die Pistolero-Ballade «I Shot the Sheriff» ist schlicht ein funkelnder Diamant, gespickt mit betörenden Vokalien.

Übrigens: Das magische «No Woman, No Cry» heisst nicht etwa «Kein Weib, kein Geschrei», sondern stammt aus dem Kreolischen und bedeutet: «Nein, Frau, weine nicht.» Auch ein Trostsong an die vielen von Bob verlassen Frauen. Sie werden ihn, wie wir, nie vergessen.

Chris von Rohr



Inbegriff amerikanischer Popmusik: Maroon 5.

Pop Barfuss und high Anton Beck

Maroon 5: Jordi. Interscope Records

Der Name Maroon 5 ist der Inbegriff amerikanischer Popmusik. Seit gut zwanzig Jahren ist das so. Damals hopste Adam Levine mit nacktem Oberkörper zwischen einer spielenden Band und einer ihn in den Irrsinn treibenden Nymphomanin hin und her. Seitdem hat sich nicht viel verändert. Der Oberkörper ist, mit einigen zusätzlichen Tattoos und etwas mehr Muskelmasse, noch immer nackt, und die Songs, auch wenn mittlerweile etwas sanfter und geschmeidiger, sind noch immer tauglich für jede Party oder Playlist.

Ein Blick hinter diese Kulisse zeigt jedoch, dass sich im Leben von Levine und seinen Bandkollegen (sie sind mittlerweile mehr als fünf) eben doch sehr viel verändert hat. Levine wurde zum TV-Star und ist vielen heute eher als Juror der Castingshow «The Voice», als Talkshow-Gast, modisch gewagt gekleideter Influencer oder Ehemann des Models Behati Prinsloo bekannt. Dass er Musik macht, fällt nur alle paar Jahre wieder auf, wenn ein neues Maroon-5-Album erscheint. Seine Person überschattet die Band, was schade ist, da es sich durchaus lohnt, auch die neuen Songs, und zwar nicht nur Chart-Hits wie «Sugar» oder «Moves Like Jagger», zu hören.

«Jordi», das siebte und neuste Album der Band, ist gewissermassen als Fortsetzung zum 2017 erschienenen «Red Pill Blues» zu ver-

stehen. Schon damals war nicht mehr viel von der Rauheit des Debütalbums «Songs About Jane» zu vernehmen, viel eher veröffentlichte die Band mit Liedern wie «Wait» melodisch simple, textlich ausgereifte Ohrwurm-Popballaden auf höchstem Niveau. Auch in «Jordi» gelingt das immer wieder, etwa bei Songs wie «Nobody's Love» oder «Memories». Doch anders als auf dem Vorgängeralbum versteckt sich auf «Jordi» auch viel undefinierbares – es schwebt irgendwo zwischen Melodien, die nicht so recht in Gang kommen wollen oder sich musikalisch zu stark zurückhalten, sich völlig auf Levines Stimme verlassen. Ohnehin kommt «Jordi» sehr still rüber, was mit dem Pop-Anspruch, den Maroon 5 doch nicht aufgeben, eine interessante Mischung ergibt.

Los-Angeles-Flair

Wirklich explizit wird das Album an einer einzigen Stelle, und die hat nichts mit Musik zu tun: In gut vier Minuten dreht sich Levine, barfuss nachts in einem Garten sitzend, einen Joint, raucht ihn, singt dabei Sätze wie «You can make a grown man cry, if you ever left my side» oder «If my love ain't your love, then it's nobody's» und lächelt verstohlen wie ein Teenie, der etwas angestellt hat. Schliesslich wird der Satz eingeblendet: «It's time to end the War on Marijuana.» Die repressive Drogenpolitik verschwende Unsummen von Steuergeldern und dränge Hunderttausende in die Kriminalität. Die bisherige Marihuana-Politik sei offensichtlich nicht erfolgreich gewesen, und die dafür aufgewendeten Kräfte sollten besser genutzt werden. Von diesem Statement abgesehen, ist Maroon 5 kaum aktivistisch unterwegs. Die Band bleibt ihrem lockeren Los-Angeles-Flair treu. Auch nach fast zwanzig Jahren.

Klassik

Unverkrampter Umgang mit Bach Manuel Brug

Johann Sebastian Bach: Drei Hornkonzerte.
Radek Baborák, Berliner Barocksolisten.
Hänssler Classic

Johann Sebastian Bach: Sonaten und Partiten
für Violine solo. Augustin Hadelich. Warner

Hornkonzerte von Johann Sebastian Bach? Niemals davon gehört, gibt es die wirklich in diesem auch an Bearbeitungen wie Selbstparodien reichen Werkverzeichnis? Natürlich nicht, aber klar, dass es einen Ausnahmehornisten wie den tschechischen Bläserstar Radek Baborák danach gelüftet, ja mit bereits feucht geschürzten Lippen schnalzen lässt. Und was es nicht gibt, das kann man sich – Bach hat es selbst vorgemacht – beherzt bearbeiten.

Doch Baborák ist clever. Er hat sich für seinen jüngsten CD-Streich bei gleich drei posthumen «Konzerten», nicht einer der gängigen Solokonzertvorlagen bedient: «Es hat ja schon vor zwanzig Jahren mit meinen Bach-Bearbeitungen für Horn begonnen. Zuerst habe ich mir Solosuiten für Violoncello vorgenommen, später Gambensonaten, aber auch die Goldberg-Variationen habe ich in eine Fassung für Violine, Fagott, Gitarre und natürlich Horn gebracht. Das sind also ganz klar Bearbeitungen, Variationen von Bekanntem.» Für die mit viel Liebe und hoffentlich Wissen «gefälschten» Hornkonzerte hingegen sollten es bewusst unbekannte, hier neu verfertigte Stücke sein.

Experiment gelungen, das hört sich nämlich wirklich wie echt an. Zu erleben sind dabei meist



Diebische Elster: Radek Barborák.

doppelte Verfremdungen: Zwei der Konzerte beruhen auf Cembalokonzerten, die ihrerseits Umarbeitungen darstellen. Baborák griff allerdings auf die verlorenen, jedoch rekonstruierten Originale zurück, einmal ein Bratschenkonzert, einmal eines für vermutlich Oboe d'amore. «Vor allem Bratschenwerke sind wegen der Tonarten und des geforderten Tonumfangs gut für Horn spielbar», weiss der Praktiker.

Das mittlere der hier eingespielten Werke fusst auf einem unvollendeten Cembalokonzert, für das Bach allerdings zwei zu bearbeitende Kantatensätze vorgesehen hatte. Diese vor knapp 300 Jahren liegengelassene Adaptierarbeit hat Baborák jetzt vollführt – und als Mittelsatz mit dem Adagio aus einem Alessandro-Marcello-Oboenkonzert angereichert. Den wiederum hatte Bach nämlich einst als Werk für Solocembalo variiert.

Baborák ist also eine wahrhaft diebische wie kreative Elster. Blinkt es nach Horn, ist er da. Und so vielseitig dieser Hornist, der inzwischen auch dirigiert, in seiner Heimat wie weltweit ist: Ganz hat er die Beziehung zu den Berliner Philharmonikern, seiner letzten Orchesterstelle für sieben Jahre bis 2010, nicht gekappt. Denn immer noch tritt er regelmässig mit den mehrheitlich aus deren Reihen stammenden Berliner

Das klingt keusch und unschuldig, ist aber dabei stets souverän und ungemein raffiniert artikuliert.

Barocksolisten auf. «Barockmusik ist so lebendig und emotional, sie muss zum Standardrepertoire jedes Musikers gehören», sagt Baborák. «Vielleicht haben manche zu viel Respekt vor der historisch informierten Fraktion auf alten Instrumenten. Das ist schade! Jeder muss sich mit Bach, Zelenka, Telemann, Vivaldi, Händel auseinandersetzen. Sonst ist man, für mein Empfinden, kein vollständiger Musiker.»

Durchwegs begeistert

Einen unverkrampften Umgang mit Bach und alter Musik pflegt gegenwärtig auch ein junger, aber schon bedeutender Geiger: Augustin Hadelich. Wie so viele andere Instrumentalisten wohl auch hat sich der deutsch-amerikanische, in Italien aufgewachsene, in New York lebende Violinist Anfang 2020 wieder einmal die sechs Solosonaten und -partiten von Bach aufs Notenpult gelegt. Und sie dann zwischen April und August in drei Sessions in Boston aufgenommen.

Das Ergebnis begeistert rundweg, weil hier ein Geiger zwar erstmals für sich einen Barockbogen nutzt, aber keine Scheu vor romantischen Effekten hat. «Man braucht eine Vorstellung davon und muss die Richtung kennen, in die man will», erklärt Hadelich seinen Ansatz. «Dann erst folgt die technische Arbeit. Mein Ton soll ausdrucksvoll sein, aber nicht dick. Ich denke



Keuscher Ton: Augustin Hadelich.

dabei an eine Singstimme, allerdings nicht an eine Opern-, sondern eine Liedstimme.» Hadelich spielt mit einem grossen, doch konzentrierten, melodisch zarten, dabei grandios schönen Ton. Man soll sich allerdings vom verhaltenen, intonationssauberen, doch innig-sinnigen Adagio-Anfang der ersten Sonate nicht täuschen lassen. Auf seiner Guarneri-del-Gesù-Geige, die einst Henryk Szeryng gehörte, legt Hadelich richtig los, entfesselt ein Technikfeuerwerk, das freilich intensiv-verhalten glüht, nie Selbstzweck ist und immer das grosse Ganze dieser Klang gewordenen, ungemein transparent aufgehellten Architektur vor sich hat.

Bisweilen fragend, ja schüchtern ist sein Ansatz; er will den Notentext ohne Selbstgewissheit erkunden, mag es flüssig und trotzdem deutlich gegliedert. Das klingt keusch und unschuldig, ist aber stets souverän und raffiniert artikuliert. Je intensiver man diese Stücke kennt, desto mehr Spass macht Hadelichs frische, mutige, aber nicht mutwillige Erkundung, die im weiteren Verlauf ihrer zwei Spielstunden zu einer hinreissenden Aneignung gerät.



Jazz

Brahms und der Blues

Steff Rohrbach

Brad Mehldau & Orpheus Chamber

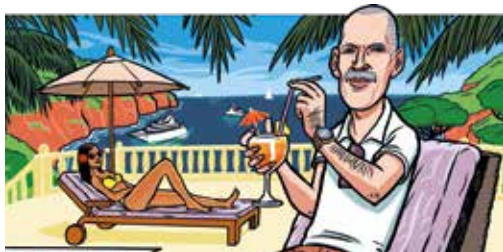
Orchestra: Variations on a Melancholy Theme.
Nonesuch Records 075597916508

Als Duke Ellington 1943 mit seinem Orchestra erstmals in New York Citys Carnegie Hall spielte und «Black, Brown and Beige» aufführte, war das Publikum begeistert. Einige Kritiker erkannten seine dreiviertelstündige Suite als Meisterwerk, andere rümpften die Nase und empfanden seinen Anspruch, Kunst schaffen zu wollen, als gescheitert. Ellingtons Plattenfirma zeichnete die Uraufführung gar nicht erst auf – ein solcher Aufwand blieb der klassischen Musik vorbehalten. Techniker der Carnegie Hall schnitten die Musik heimlich mit – sie wurde 1977 veröffentlicht und gilt als einer der Meilensteine im Jazz. Ellington führte das Werk als Ganzes nie mehr auf. Theodor W. Adorno war schon 1936 überzeugt, Jazz habe mit Kunst nichts zu tun; er revidierte seine Meinung auch nach der Emigration nicht, die ihn die NS-Zeit in den USA verbringen liess.

Times have changed. Der Jazz wurde zum Plural und zu einer anerkannten Kunstform. Längst gehört es zum guten Ton eines klassischen Orchesters, ab und zu, und manchmal auch etwas zufällig, eine Jazzkomposition auf die Bühne zu bringen. Keinem Zufall verdanken wir hingegen das Album, um das es hier geht: Brad Mehldau, bedeutendster Jazzpianist seiner Generation, mit einer Vorliebe für die deutsche Romantik und einem einzigartig breiten musikalischen Spektrum, komponierte seine «Variations on a Melancholy Theme» ursprünglich für den russischstämmigen Pianisten Kirill Gerstein. Das renommierte New Yorker Orpheus Chamber Orchestra erteilte dem Komponisten den Auftrag, die Variationen für Orchester zu erweitern. Anschliessend tourte man gemeinsam ausgiebig durch Europa, Russland und die USA – und brachte die Komposition 2013 auch in die Carnegie Hall, wo das Orchester eine jährliche Konzertreihe präsentiert.

Zu den faszinierenden Variationen mit klassischer Form und Jazz-Harmonien schreibt Brad Mehldau im Booklet des eben erschienenen Albums: «Ich stelle es mir so vor, als ob Brahms eines Tages aufwachte und den Blues hatte.» Das Thema habe einen wehmütigen Charakter, vielleicht ein Gefühl der Resignation, etwas von Endgültigkeit und Ende. «Doch während das Thema Melancholie evoziert, liess ich es als Sprungbrett für andere glückliche, wilde, gewalttätige und rücksichtslose Emotionen im weiteren Verlauf der Variationen dienen.»

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Lunch für Schwächlinge

Mark van Huisseling

«Mittagessen, meinen manche, seien von niedrigerem Rang als Abendessen. Aber ich denke, sie sollten gesellschaftlich höher positioniert sein. Wer an einem Wochentag von, sagen wir, 13.30 bis 16.00 Uhr zu Tisch sitzen kann, muss wer sein.» Diese Sätze sind von Ihrem Kolumnisten, er hat sie vor einigen Jahren, vierzehn, um genau zu sein, in seiner damaligen Spalte geschrieben.

Wer heute noch der Meinung ist, *long lunches* seien eine feine Sache, gehört wohl zu einer schwindenden Minderheit, fürchte ich. Nicht wegen «lunch is for wimps», für Schwächlinge, wie Michael «Gordon Gekko» Douglas im Film «Wall Street» meinte und in der Folge Leute, die ein Sandwich im Schreibtisch haben, wiederholen (obwohl ständig davon zu reden, wie wenig Zeit/viele Agenda-Einträge man habe, nicht mehr zeitgemäss ist). Sondern wegen des Erkenntnisgewinns, der während der Pandemie stattfand.

In den vergangenen Monaten hat auch MvH Take-out-Dienste von Restaurants nach seinem Geschmack sowie in der Nähe seines Büros genutzt. Und die gewählten Speisen am Schreibtisch respektive jüngst *al fresco* gegessen (ohne dabei E-Mails zu checken oder News zu lesen nach Möglichkeit, da dies wahrscheinlich nicht bekömmlich oder sogar schädlich ist. Quelle: Traditionelle Chinesische Medizin, TCM).

Nun sind seit kurzem Lokale mehrheitlich wieder offen. Dennoch verspüre ich eher selten das drängende Bedürfnis, mein Mittagessen in Gesellschaft anderer Menschen einzunehmen. Woran liegt's, dass mir eine liebgegewonnene soziale Gewohnheit nicht stärker fehlt? Zum einen daran, dass es in meinen Augen nicht

besonders viele Restaurants in beziehungsweise um Zürich gibt, deren Besuch zwingend die viele nötige Zeit plus das verlangte Geld wert ist.

Ich mag das «Sala of Tokyo», wo man auch draussen prima sitzt (zur Zeit des Redaktionsschlusses war es mittags leider noch zu). Bindellas Ristorante «In Gassen» fällt mir ein für *power lunches*, die Platzzahl draussen ist allerdings beschränkt. «Chez Fritz» in Kilchberg ist auch okay, angenehm sogar, falls man mit dem Auto unterwegs ist (es gibt Parkplätze). Neuste Empfehlung: Seebad Zollikon, küchenqualitätsmässig ist es noch leicht steigerungsfähig, doch die Lage/Aussicht sind schwer zu schlagen. (Das war, auf vielstimmigen Leserinnen- und Leserwunsch, ein wenig Service; seine Spalte, so hört MvH, werde auch wegen solcher Tipps nachgefragt, nicht bloss für tiefeschürfende Analysen zu Popkultur/harte Urteile über modernes Leben.)

Andererseits, falls es stimmt, dass ein Tier nicht vermisst, was es nicht kennt (Quelle: Konrad Lorenz, der Zoologe), vermisst der elegant designte Mensch vielleicht bloss nicht länger, was er vergessen hat. Was ich sagen will: Vergangene Woche hatte ich, wieder mal, eine Einladung zu einem privaten Mittagessen, ich war in Melides, südlich von Lissabon gelegen, dem neuen angesagten Sommerort (lesen Sie bald mehr darüber in dieser Zeitschrift). Gastgeberin Contessa Noemi Marone Cinzano hatte zu meinen Ehren den lokalen Baulöwen angeboten sowie den örtlichen Umweltschützer

Vom Spass, den ein langes Mittagessen bereitet, haben wir es bis hierher noch gar nicht gehabt.

plus den It-Boy in Residence/Freund von Christian Louboutin, dem Schuhunternehmer, der nebenan sein Anwesen hat.

Ich kam spät zur Verabredung, weniger weil das chic ist im Süden, sondern weil ich auf dem Weg – iPhone-Karten-App sei Dank – in einem Reisfeld steckenblieb und mein Wagen mit einem Seil aus dem Sand gezogen werden musste. Nach kurzer Zeit am Tisch (sowie einigen Gläsern Weisswein vom Gut der Contessa plus Schnaps vom Erdbeerbaum mit Namen Medronho von ebendort) wusste ich bereits, wie's in dieser schönen Ecke Europas

läuft respektive wer mit wem weshalb welche Geschäfte macht (hatte also Antworten auf die meisten W-Fragen aus der Journalistenschule). Eine Telefon- beziehungsweise World-Wide-Web-Recherche dagegen hätte x-mal länger gedauert. Und ziemlich sicher nicht so viele sowie vergleichbar interessante Informationen geliefert.

Vom Spass, den ein langes Mittagessen bereitet, haben wir es bis hierher noch gar nicht gehabt, nebenbei erwähnt. «Lunch is for wimps»? Falsch, kein Lunch ist für Schwächlinge. Hier haben Sie's zuerst gelesen.



UNTEN DURCH E-Bike

Linus Reichlin

Ich fahre jeden Tag mit dem Velo dieselbe Strecke. Immer häufiger sehe ich vor mir Rentner fahren, die aerodynamische Helme und Tour-de-France-Rennfahrerhosen tragen. Ich möchte sie natürlich überholen, denn es stört mich, wenn jemand schneller fährt als ich. Aber obwohl ich im grössten Gang doppelt so viele Pedalumdrehungen produziere wie sie, komme ich ihnen nur quälend langsam näher. Um jeden Zentimeter muss ich kämpfen, während sie ganz gemütlich durch die Gegend gondeln. Denn sie benutzen Elektromotoren! Sie haben sich nach der Pensionierung ein Premium-E-Bike gekauft – kein Wunder, bei 5000 Kröten monatlich aus AHV und zweiter Säule. Wenn ich das meinen Freunden in Berlin erzähle, schiessen die sich in den Kopf! Meistens sind es Ehepaare, und er hat natürlich den stärkeren Elektromotor als sie, weil Männer infarktgefährdeter sind und deshalb mehr Bewegung brauchen als Frauen, in deren viel kleineren Herzen gar nicht genug Platz ist für einen ausgewachsenen Infarkt. Im Velofachgeschäft sagte der Verkäufer

zu ihm: «Dem Herrn empfehle ich das Modell mit 85 Newtonmeter Drehmoment, denn wenn es um Bewegung geht, sollte man nicht sparen.» Mit «Bewegung» meinte der Verkäufer eigentlich nicht das Drehmoment des Motors, aber genau darauf läuft es in der Praxis hinaus. Die Senioren, die E-Bikes besitzen, setzen sich maximal zweimal die Woche ihren windschlüpfrigen Helm auf und fahren auf den Hausberg. Sie sind erfüllt von der Freude darüber, dass sie endlich mehr Sport treiben als früher. «Seit ich das E-Bike habe», sagen sie im Jassklub zu ihren Freunden, «fahre ich jeden Tag auf den Hausberg.» Und ihre Frau sagt: «Seit Beat jeden Tag E-Bike fährt, ist er viel fitter als früher!»

Wer das hört, denkt unweigerlich, dass Beat und sie dank dem E-Bike nach vielen Jahren der Flaute nun jeden Tag Liebe machen. Und das kann auch durchaus eine Nebenwirkung sein: Wer sich einbildet, er treibe mehr Sport, weil er mit einem E-Bike herumfährt, bildet sich auch ein, er habe jeden Tag Sex. Am Jasstisch müsste mal einer Beat fragen, ob er jetzt auch in der Hüfte ein Elektromotörchen mit einem Stossmoment von 85 Casanovameter habe. Nun gut. Es geht mich nichts an, wie Beat seine Nächte verbringt, die ja bei Rentnern besonders lang sind, weil sie immer wieder aufstehen, um nachzuschauen, ob die Toilettenspülung noch funktioniert. Das ist kein böser Spott, sondern ich kenne das aus eigener Erfahrung. Nur dass es bei mir meiner Meinung nach mit meinem exzessiven motorfreien Velofahren zusammenhängt: Irgendwie scheint sich durch die vielen Stunden im Sattel meine Prostata zu vergrössern.

Doch zurück zum Thema! Es geht um die Gefahr, in der Beat schwebt. Eines Tages wird er, wenn er und seine Frau von einer Ferienreise aus Dubai zurückkommen, das Angebot des Taxifahrers ausschlagen, für ihn die schweren Koffer in die Wohnung hochzutragen. Beat wird es selbst tun und dann im zweiten Stock plötzlich einen stechenden Schmerz in der Brust spüren. Er wird denken: «Das kann unmöglich ein Infarkt sein, denn seit ich das -Bike habe, bin ich doch trainiert!» Aber trainiert ist eben nur der Elektromotor. In all den Monaten ist nicht Beat auf den Hausberg gefahren, sondern sein Velo mit dem Lithium-Ionen-Powerpack. Die eigene Kardioleistung von Beat beschränkte sich dabei jeweils hauptsächlich auf das Auswechseln des Akkus in der

Mitte der Strecke. Jedes Mal, wenn ich Leute wie Beat und seine Frau auf dem Veloweg überhole, rufe ich – falls mir noch Luft bleibt – über die Schulter nach hinten: «Kauft euch doch gleich ein Moped!» Und dann rufen sie (und sie haben immer Luft!): «Diesen Spruch hören wir jeden Tag!» Und dann rufe ich mit letzter Kraft: «Nein, höchstens zweimal die Woche hört ihr den!»



FAST VERLIEBT

Zoff in den Ferien

Claudia Schumacher

«Wie war es in Italien?», frage ich eine Freundin, die gerade aus den Ferien zurück ist. «Ähm ... gut», sagt sie verdriesslich. «Ähm ... nicht so gut?», hake ich nach. Und da erzählt sie.

Kaum hatten sie den Sonnenschirm aufgestellt, da brach er los wie ein Donnerwetter, der erste Monsterstreit ihrer noch jungen Ehe. Die Arme wirkt ganz zerzaust. Sie hätte dringend Ferien gebraucht. Stattdessen hat sie jetzt zwei Wochen *mortal combat* hinter und einen Schreibtisch voll Arbeit vor sich.

Sie und ihr Mann hatten lange keine Ferien mehr gemacht, denn letztes Jahr – während der Pandemie, überaus wagemutig von ihr – hat sie sich selbständig gemacht. An Ferien war erst mal nicht zu denken. Drei graue Haare und eine neue Konzentrationsfalte später blickte meine Freundin von ihrem Rechner auf, und ihr fiel ein: Da ist ja noch ein Mann. Und das sogenannte Leben. «Sag mal, wollen wir nicht endlich in die Ferien fahren, trotz allem?», fragte sie ihn. Er küsste sie und ging packen. Ein Sommer der Liebe stand ihnen bevor – das dachten sie zumindest. Sie brachten sogar die Kinder zu den Grosseltern. Was sollte noch schiefgehen? «Erstaussergewöhnlich harmonisch», hatte meine Freundin

im letzten Jahr stets geantwortet, wenn ich sie fragte, wie es daheim läuft. Es war verrückt, ich kratzte mich am Kopf: Die zwei haben drei Kinder, er arbeitet 100 Prozent, sie eher 200 seit der Unternehmensgründung – und trotzdem alles gut, alles easy daheim? Wahnsinn.

«Ja, Wahnsinn», sagt sie jetzt und klingt bitter ironisch. Dann nimmt sie einen grossen Schluck Weisswein und denkt nach. «Vielleicht auch nicht», sagt sie: «Vielleicht war es vollkommen absehbar.»

Denn Sex? Dazu war es im letzten Jahr kaum gekommen. Reden? Wenn Zeit blieb. Wenn die Kinder im Bett waren. Wenn nicht einer von beiden dann schon vor Erschöpfung auf der Couch eingeschlafen war.

«Irgendwie dachte ich, man kann auf Pump lieben», sagt sie jetzt. «Dass man in einer festen, guten Liebe auch mal den anderen hintanstellen kann, um eine Weile voll und ganz sein eigenes Ding zu machen.» Im Prinzip sei das letzte Jahr wie Krieg gewesen, da hält man zusammen – «für eine Scheidung hast du nur in Friedenszeiten die Nerven», scherzt sie sarkastisch und mit glasigen Augen.

Ich lege meine Hand auf ihre, mache mir Sorgen. «So schlimm?», frage ich. «Nein, nein», sagt sie, «das wird schon wieder.» Sie legt Festigkeit in die Stimme: «Ich habe nur diese Binsenweisheit begriffen, dass Beziehungen Arbeit sind, und zwar immer.» Sie nehme sich vor, in Zukunft misstrauisch zu werden, wenn es zu gut laufe in der Liebe. «So eine Ehe ist einfach eine Dauerbaustelle. Arbeitest du nicht beständig daran und gibst gut acht, bricht alles zusammen.» Und wenn für Zusammenbrüche nie Zeit bleibe, dann kämen sie halt in den Ferien.



Schmetterlingsflug der Seele

Entweder das Meer oder eine Landschaft, die ist wie das Meer, könnte mich vom Kokon befreien, das war mir klar.



Ewige Renaissance.

Eine suchende Seele ist so filigran wie Schmetterlingsstaub. Und so wie ein Schmetterling tanzt durch die Luft von Blüte zu Blüte, muss eine Seele ebenfalls immer wieder fliegen. Fort vom Verblühten und aus dem Verschatteten ins Licht sich selbst verschenkender Sphären.

Es ist beim Schmetterling wie beim Menschen kein Tanz durch die Luft, bei dem der Absturz nicht mitschläge. Der Schmetterlingsstaub der Seele ist so verletzlich wie jener auf den Flügeln des Lepidoptera. Verliert er seinen Staub, ist er dazu verdammt, auf dem Boden langsam zu sterben.

Ich brauchte dringend einen Seelenflug, weil mein Leben drohte zu verpuppen in einem Kokon, der immer undurchdringlicher zu werden schien. Er fühlte sich so beengt an, dass Gedanken sich kaum mehr im Kreise drehen konnten. Alle meine emotionalen und geistigen Prozesse in diesem Kokon mit umgekehrter Mechanik, all das Seelenleben war wie ein Universum, das sich zurückbildete zu einer schweigenden Singularität, in der nicht das Alles war, sondern nur alles nichts.

Inszenierte Normalität

Ich hatte keine Depressionen, aber den Blues. Ich hatte ihn morgens, wenn ich aus dem Fenster auf die beginnende Betriebsamkeit der Welt schaute. Ich hatte ihn tagsüber, als all die inszenierte Normalität an mir vorbeifloss

oder durch mich hindurch. Und ich hatte ihn abends, wenn nur andern zum Lachen zumute war, und nachts hatte ich ihn auch, weil ich, seltsamerweise, nur Schönes träumte, das mit dem Erwachen des Bewusstseins sich so rasch davonmachte, wie ein Schmetterling braucht, um die Flügel zu schlagen.

Entweder das Meer oder eine Landschaft, die ist wie das Meer, könnte mich vom Kokon befreien, das war mir klar. Weil aber für eine Seele die Gefahr des Ertrinkens am Meer grösser ist, zumindest dachte ich das, ging ich in die Toskana, ins Val d'Orcia, diese liebliche Ansammlung wohlstrukturierter Hügel im Hinterland von Siena, von wie aus Stein gemeisselten Zypressen, ein Stückchen farbenfrohe Erde, das ohne Vergänglichkeit scheint. Und weil es dort ein famoses Hotel gibt, das «Adler Spa Resort Thermae», das denselben Charakter besitzt wie diese Landschaft einer ewigen Renaissance, die sich gleichzeitig schützend und öffnend um eine Seele legt, und das in einem alten Steinbruch Platz gefunden hat. Und weil das Hotel mit dem Slogan wirbt: «Let your soul fly», und ich eine Ahnung bekommen wollte, wie weit eine Seele fliegen kann.

Ich tauchte ein in die Ecken und Tiefen von allem, durchschritt das Tal, hörte das Rauschen seiner Luft, seiner Flüsse und Bäche, zerging in seiner Hitze und fand mich in der Kühle unter seinen Bäumen wieder. Ich fand Schutz auf den kleinen Piazza, auf denen alles Leben entweder biblisch schien oder felinesk, ich trank

sein Wasser und seinen Wein, ass abends im Hotel die Produkte der Fruchtbarkeit dieser Erde, und stundenlang sass ich auf meiner Terrasse und warf wie ein Fischer das Netz meiner Seele in das Meer der Landschaft.

In der «Grotta del filosofo»

Was sich darin verding, war zuerst dieser seelische Beifang, dieser im Laufe der Zeit und der Dinge aufgegebelt Ballast des Unnötigen, er roch unangenehm und auch ein wenig nach Verzweiflung, es war das Treibgut des kleinen und grösseren Scheiterns über die Jahre. Es wurde weniger, und dann kamen die grossen Brocken ins Netz, einer nach dem andern, einige waren bedrohlich, die warf ich zurück in die Tiefe, andere waren von grossartiger Substanz, und ich betrachtete sie und entliess sie in die Landschaft.

Ich glaube, ich begann, freundlicher auszu sehen, jedenfalls lächelten mir Menschen mehr zu als auch schon, an der Bar des «Adler», auf der Terrasse, im Thermalwasser, in dieser kleinen, schwerelosen Welt, durch die alle in weissen Bademänteln schwebten. Ich wurde leichter und ein bisschen wie die Stille des Tals. Am letzten Tag ging ich in die «Grotta del filosofo», ein Dampfbad. Die Höhle war kühl und gross wie ein plätschernder Kosmos. Ich setzte mich hin und schwitzte, dann legte ich mich in der Höhle auf einen Liegestuhl, schloss die Augen. Und meine Seele flog davon. Ein bisschen zumindest, ohne Ziel.

Der Sauberkeit verpflichtet

Jelena Topic, 25, leitet eine Zürcher Reinigungsfiliale. Für ihre Leidenschaft sitzt sie täglich vier Stunden im Zug.

Als Textilpflegerin leite ich in Dübendorf eine Reinigungsfiliale. Mein Job beginnt mit dem Kunden, der die Kleider bringt. Dann wird alles vorbehandelt, chemisch gereinigt oder gewaschen, im klinischen Bereich gebügelt, geprüft und verpackt. Ein Auftrag dauert zwei Stunden, ich arbeite an bis zu 150 pro Tag. Bei hellen Seiden- und Hochzeitskleidern muss ich mehrmals dahinter, machtlos bin ich bei Blutflecken, wenn sie mit hoher Temperatur vorbehandelt wurden.

Seit der Pandemie kommen viele Leute nicht mehr oder schauen vermehrt auf die Preise. Es gibt auch jene, die froh sind, dass wir wieder geöffnet haben – vor allem Frauen, weil sie dann nicht mehr Hemden bügeln müssen. Hemden laufen bei uns am besten: Vor Corona hatten wir rund 200 pro Tag, mittlerweile sind es, wegen Home-Office, noch die Hälfte.

Meinen Beruf übe ich mit Leidenschaft aus. Ich liebe es auch, daheim zu bügeln. Meine Freundin sagt immer, ich solle meine Kleider doch ins Geschäft bringen. Aber mein Freund schenkte mir eine super Bügelstation. Seither nehme ich sogar die Sachen von meinen Eltern und von Freunden mit nach Hause. Mir gefallen saubere Kleider und Textilien. Dieses Flair hatte ich schon als Kind.

Aufgewachsen bin ich in Kreuzlingen. Meine Eltern stammen aus Serbien. Heute wohne ich in Ermatingen, zwei Zugstunden von meinem Arbeitsort entfernt.

Der Freund wäscht besser

Mit zwölf kaufte ich mir eine Occasionsnähmaschine, ich wollte Designerin werden. Nach der Schule wurde ich auf die Textilpflege aufmerksam. Ich schnupperte bei der Migros, ich fühlte mich sofort wohl. Mich faszinierte es, ein Material so einzuschätzen, dass man es richtig behandelt. Meine Ausbildung dauerte drei Jahre. Von fünfzehn Lehrlingen waren es mehr Männer in der Klasse, denn es gibt zwei Schwerpunkte: Der Job in der Wäscherei ist eher für Männer, weil eine Maschine mit nassen Kleidern auszuladen sehr streng ist. Im Bereich der chemischen Reinigung, wo es ums Bügeln geht, arbeiten eher Frauen, das ist die ästhetischere Richtung.

Nach der Lehre führte ich die Migros-Textilreinigung, ein Riesenvolumen. Wir kamen nicht mehr nach. Als Fachleiterin arbeitete ich fast jeden Tag zwölf bis fünfzehn Stunden.

Nach zwei Jahren fühlte ich mich nicht mehr wohl. Rückblickend war es schön, so viel zu verdienen, aber ich hatte kein Privatleben mehr. Über Umwege kam ich schliesslich zur Firma Terlinden nach Zürich.

Dass Frauen für die Wäsche zuständig sind, ist Schnee von gestern. Mein Freund wäscht von sich aus selbst – und sogar besser als ich. Nur schmeisst er immer alles in den Tumbler und legt alle Kleider zusammen, egal, wie verknittert sie sind. Ich hingegen tumblere, hänge



40 Grad genügen: Textilpflegerin Topic.

auf und glätte. Ein No-Go ist für mich, alles zusammen zu waschen: Bei mir kommt nur Weiss mit Weiss in die Maschine, nicht einmal Hell mit Weiss. Der grösste Fehler ist aber die Temperatur: Viele waschen bei sechzig Grad – das ist schade um die Kleider, vierzig Grad genügen vollends. Auch schlimm: zu viel Waschmittel. Ich bin zwar auch Fan davon, dass alles gut riecht. Ein wenig genügt, und die Wäsche wird sogar sauberer, denn auch das Waschmittel hinterlässt gerne Flecken.

Nicht so hygienisch finde ich, dass meine Maschine im Keller steht. Ich wasche daher den Filter aus, bevor ich meine Wäsche reinwerfe. Ich rieche auch kurz, ob die Trommel stinkt – man weiss ja nie, was andere vorher gewaschen haben.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



THIEL

Solidarität

Sozialdemokrat: Die Maskenverweigerer sind das Problem. Eine Maske zu tragen, ist doch nicht schlimm. Warum können die nicht einfach eine Maske tragen wie alle anderen auch? Es ist doch nur eine Frage der Solidarität. Und wir haben Gesetze. Wir haben ein Epidemengesetz, und daran haben sich alle zu halten, ob man nun einverstanden ist mit den Massnahmen oder nicht.

Nationalsozialist: Wir hatten damals genau das gleiche Problem mit den Armbindenverweigerern. Eine Armbinde zu tragen, ist doch nicht schlimm. So eine Armbinde tut ja nicht weh. Aber die Armbindenverweigerer stifteten Unruhe nur schon dadurch, dass sie keine Armbinde trugen. Das war richtig gesellschaftszersetzend. Warum konnten die nicht auch einfach eine Armbinde tragen wie alle anderen? So eine Armbinde überzustreifen, ist doch nicht zu viel verlangt. Mit der Armbinde am Arm konnte man zeigen, dass man solidarisch war. Und wir hatten ja auch Gesetze damals. Wir hatten die Rassengesetze, und danach hatte man sich zu richten, ob man nun einverstanden war oder nicht.

Sozialdemokrat: Und jetzt wollen sich diese Aluhüte nicht einmal impfen lassen.

Nationalsozialist: Wer?

Sozialdemokrat: Die Aluhüte.

Nationalsozialist: Was ist das?

Sozialdemokrat: Na, so Nazis halt.

Nationalsozialist: Das verstehe ich nicht. Bei uns waren die Kommunisten und die Liberalen das Problem.

Sozialdemokrat: Wieso die Kommunisten und die Liberalen?

Nationalsozialist: Ich weiss auch nicht, aber nicht nur die Regierung sagte das, sondern es stand sogar in der Zeitung.

Sozialdemokrat: Na, dann wird es ja wohl stimmen. Soso, die Kommunisten und die Liberalen also auch. Wer hätte das gedacht ...

Andreas Thiel

Landbeiz in der Stadt

Zur Oberen Flühgasse
Flühgasse 69, 8008 Zürich
Tel. 044 381 11 10

Das Restaurant «Zur Oberen Flühgasse» ist ein Traditionslokal, das seit Jahren seine Stammkundschaft hat. An der steilen Strasse steht ein altes Riegelhaus mit einer Rebe an der Fensterfront. Im Winter wird in der gemütlichen, fast schon alpin wirkenden Stube mit Kachelofen serviert, im Sommer profitiert die «Flühgasse» vom schattigen, romantischen Garten, der die Illusion aufkommen lässt, weit ausserhalb der Gemarkungen der Stadt Zürich zu sein.

Das Lokal ist bekannt für seine solide, währschafte Küche, und es war früher während langer Zeit gewissermassen eine Ergänzung zur «Unteren Flühgasse», in der Robert Haupt



seine Haute Cuisine pflegte und Dutzende heute renommierter Köche ausbildete. Der elegante Zwilling etwas weiter unten, an der Zollikerstrasse, ist längst geschlossen, und es gibt leider keinen Gastgewerbebetrieb mehr dort.

In der «Oberen Flühgasse» aber pflegen Rosmarie und Pietro Ladu noch immer mit Erfolg ihre Schweizer Küche – und mag auch die Küche etwas weniger elegant sein im Stil, die Kunden sind es allemal. Ein guter

Einstieg ist ein frischer Salat, sei er nun aus *Rüebli*, Sellerie oder *Chabis*, im Winterhalbjahr auch Nüsslisalat. Die Hauptgänge sind traditionell: Wiener Schnitzel, Cordon bleu, Kalbsgeschnetzeltes an Rahmsauce oder etwa Kalbsleber.

Begleitet werden diese Klassiker von knuspriger Rösti, knackigen Pommes frites oder buttrigen Spätzli. Man kann aber auch ein Filet-Beefsteak bestellen, ein Lammrückenfilet oder ein Schweinsschnitzel.

Meringues oder Eiskaffee

Man sitzt unter Bäumen und einem grossen Sonnensegel und geniesst kühle Weine. Zum Dessert locken klassische Meringues-Glaces oder ein schmackhafter Eiskaffee. Diesen gibt es auch als Eis-Espresso – die kleine Version, die gerade noch eine Chance hat nach all den rustikalen Köstlichkeiten aus der Küche.

WEIN/MARTIN KILCHMANN

In Sichtweite des Meeres

Château Les Valentines:
Rosé Côtes de Provence AOC 2020.
13,5 %, Fr. 23.80. Baur au Lac Vins, Zürich.
www.bauraulacvins.ch

Es galt unter Weinfreaks lange Zeit als chic, über den Rosé zu lästern. Sie hielten ihn – weder weiss noch rot, weder Fisch noch Vogel – für einen Verlegenheitswein. Konnten sie beim Weissen wie beim Roten den Eigenschaften der Rebsorte nachspüren, den Einfluss von Boden und Klima ergründen, die Handschrift des Winzers entziffern, beschränkte sich das Interesse beim Rosé aufs rein Technische: Der Wein ist ein Produkt der Kellerarbeit. Seinen Geschmack prägen die Art und das Tempo des Vergärens, die Dauer des Maischekontakts, die Frage, ob rein- oder mehrsortig. Überdies präsentierten sich viele Billigimporte aufdringlich parfümiert, zu süss, zu wenig herb, zu alkoholisch.

Doch wenn ein guter Winzer auch einen Rosé anbietet, sollte man ihn probieren. Schliesslich will er ja nicht mit einem Fusel sein Renommee aufs Spiel setzen.

In der Schweiz tun das etwa viele Neuenburger Produzenten. Ihr Rosé heisst «*Œil-de-Perdrix*» (französisch für «Rebhuhnauge»). Er wird durch eine kurze Maischegärung aus der Pinot-noir-Traube gewonnen. Seine Herstellung ist schon im 19. Jahrhundert belegt. Leider versäumten es die Neuenburger, die Bezeichnung zu schüt-

Wenn ein guter Winzer auch einen Rosé anbietet, sollte man ihn probieren.

zen, so dass sich heute auch andere Schweizer Rosés mit dem emblematischen Namen schmücken dürfen.

Weltweit als Mekka der Rosé-Produktion gilt die Provence. Nirgends geraten die Rosé-Weine duftiger, delikater, frischer, aromatischer, gehaltvoller als in diesem gesegneten Landstrich zwischen Marseille und Nizza. Vorausgesetzt natürlich, sie kommen aus einem qualitätsbewussten Weingut. Und vorausgesetzt, der Winzer schaffte es, die Spannung zwischen den 300 Sonnenstunden und dem kühlen

Mistral in Form der mediterranen Leichtigkeit ins Glas zu bringen.

Ein solch paradigmatischer Provence-Rosé ist mir neulich begegnet. Château Les Valentines liegt in La Londe-les-Maures, in Sichtweite des Meers, am Fuss des Massif des Maures. Besitzer des 35 Hektaren grossen Weinguts sind die Pariser Pascale und Gilles Pons. Ihr Rosé Les Valentines besteht aus den gebietstypischen roten Rebsorten Cinsault, Grenache, Syrah und Mourvèdre, die über ein reifes Durchschnittsalter von dreissig Jahren verfügen.

Es ist müssig, den aromatischen und geschmacklichen Einfluss der vier Sorten herausdüfteln zu wollen. Entscheidend ist das Gleichgewicht, in dem sie sich untereinander befinden. Und das manifestiert sich in einem zartfruchtigen Bouquet mit Noten von Agrumen, einem gehaltvollen Körper, einer knackigen Säure und einer lange anhaltenden herben Frische. Den kristallinen Wein im Glas, begleitet von einer Bouillabaisse – und der Sommer kann endlich kommen.

Fahren wie früher

Der neue BMW M4 ist ein modernes Hochleistungs-Coupé, dennoch stellt sich eine leise Nostalgie ein.



Ein langjähriger *Weltwoche*-Leser hat mich kürzlich auf die teilweise fragwürdige Energiebilanz von Elektroautos hingewiesen. Die schwergewichtigen Akkus, welche die Fahrzeuge mit Energie versorgen, würden oft mit Strom aus Kohlekraftwerken in China hergestellt, was wenig sinnvoll sei. Man kann da schwer widersprechen, aber die Marktsituation ist nun einmal so, dass zurzeit sehr viele elektrische Modelle lanciert werden, was auf dieser Seite abgebildet wird.

Aber da die Leser immer recht haben, schien es mir an der Zeit, ein Auto vorzustellen, das im Vergleich mit den vielen hochentwickelten, leisen Elektrofahrzeugen aus einer ganz anderen Epoche der Mobilität zu kommen scheint – aus einer Phase der Technologiesgeschichte, als noch nicht jeder Quadratzentimeter des Lebens auf seine konsequente moralische Rechtfertigung streng geprüft wurde.

Denn der neue BMW M4 ist ein Auto wie aus früheren Zeiten, als vielleicht nicht alles besser, aber vieles unbeschwerter war. Insbesondere als Modell mit manuellem Sechsgang-Getriebe wirkt das sportliche Coupé auf willkommene Art rustikal. Das ist natürlich eine eher oberflächliche Betrachtungsweise, beeinflusst vielleicht von einer gewissen Nostalgie. Denn tatsächlich handelt es sich beim M4 um ein hochmodernes Hochleistungsfahrzeug, das auf einer technologischen Grundlage basiert, die im Rennsport entwickelt wurde.

Geschaltet wird zwar von Hand, und wenn der M4 im zweiten Gang und mit sanftem Drift durch eine 90-Grad-Kurve dreht, sind das schö-

ne, ursprüngliche Momente des Autofahrens. Der Reihensechszylindermotor mit Twin-Turbo und Hochdrehzahl-Charakteristik leistet 480 PS und beschleunigt das Coupé in 4,2 Sekunden von 0 auf 100 km/h. Das kann zwar manches Elektroauto mittlerweile auch, aber die Faszination für die Mechanik und dafür, wie bei einem Auto wie diesem BMW jede Kleinigkeit dieser hochkomplexen Konstruktion aus Motor, Fahrwerk und regelnder Elektronik ineinandergreift, ist einfach unerreichbar.

Damit hier nicht zu viel Nostalgie aufkommt, ist zu sagen, dass der M4 natürlich mit allen prozessorgesteuerten Möglichkeiten ausgestattet ist, die Sportwagen heute zu bieten haben. Das Fahrzeug lässt sich über den Bildschirm sehr fein auf die individuellen Bedürfnisse abstimmen: Ansprechverhalten des Motors, das Fahrwerk oder eine zehnstufig regelbare «M Traction Control» sind nur einige der wählbaren Parameter. Zu jedem Zeitpunkt aber gilt: Sobald man auf den Karbon-Schalensitzen Platz genommen hat, wird Autofahren im BMW M4 zu einem kompromisslosen Vergnügen und zu jenem besonderen Erlebnis, das gerne vergessen geht, wenn es nur noch um Mobilität geht.

BMW M4

Motor/Antrieb: Turbo-Reihen-6-Zylinder, manuelles 6-Gang-Getriebe, Heckantrieb; Hubraum: 2993 ccm; Leistung: 480 PS/353 kW; max. Drehmoment: 550 Nm/2650–6130 U/min; Beschleunigung (0–100 km/h): 4,2 sec; Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h (290 km/h M Driver's Package); Verbrauch (WLTP): 10,5–10,3/100 km; Preis: Fr. 146 280.–



OBJEKT DER WOCHE Energie für die langen Sommerferien

Powerbank «4smarts Ignition»
Für Fr. 106.90 erhältlich

Die Lebenskraft des Homo *mobilis* hängt vom Akku seiner Geräte ab. Zeigt dieser noch 2 Prozent an, kann das schon mal zu Panikattacken führen. Nun gibt es allerdhand Hilfsmittel zur Beruhigung. Wie ein Langstreckenläufer zum Powerriegel greift die Touristin oder der Geschäftsreisende gegen das Einknicken zur Powerbank.

Eine von Spezialisten empfohlene heisst «4smarts Ignition». Weshalb? Sie ist sehr zuverlässig und vor allem vielseitig einsetzbar. Natürlich lassen sich an diesem mobilen Stromspender übliche Apparate wie Handys, Notebooks oder Tablets – auch mit Micro-USB-Stecker – schnell aufladen. Diese Powerbank bietet aber auch zusätzliche Dienste.

Zum Beispiel lässt sich dank dem mitgelieferten umfangreichen Kabelmaterial inklusive Bordspannungs-Steckdosenadapter auch ein Auto starten, dessen Batterie versagt. Und zur Not wird aus der «4smarts Ignition» sogar eine Taschenlampe.

Der praktische Allrounder ist also ideal für die langen Sommerferien. Er wiegt 429 Gramm, ist 79 mm lang, 165 mm breit und 40 mm hoch, und man kann ihn im Fachhandel, zum Beispiel bei Pusterla Elektronik in Zürich, kaufen.

Apropos Sommer: Trotz zeitgeistiger Technik bieten sich solarbetriebene Powerbanks nicht besonders an. Wegen ihrer kleinen Panels brauchen sie viel zu lange, bis sie geladen sind.

Benjamin Bögli

Hausschuh der Spätmoderne

Die Moderne orientierte sich am Allgemeinen, an Standards und an Normalität. Der Soziologe Andreas Reckwitz sieht die Spätmoderne als eine Gesellschaft der Singularitäten, die das Aussergewöhnliche zum Mass der Dinge erhebt. Diese Einzigartigkeit wird paradoxerweise nicht durch ihre Einmaligkeit bestimmt, denn viele Singularitätsgüter sind Massenprodukte. Ihnen wohnt ein Mehrwert inne, der sie zum kulturellen Gut werden lässt. Dieser wird durch die Bewertung der Konsumenten bestimmt, die ihm eine ästhetische, ethische oder andere Einzigartigkeit bescheinigen. Authentisch müssen die Güter erscheinen, um als einzigartig zu gelten. So wie die Sandalen von Birkenstock, die zwar nicht zur Verschönerung der Welt im ästhetischen Sinne beitragen, aber durch den Coolness-Faktor der Bourgeois-Bohémiens ihres Status als Uniform der Anthroposophen und anderer Modeschwänzer beraubt wurden. Erkennt hat dies Bernard Arnault, Chef des Luxusimperiums LVMH. Seit diesem Jahr ist Birkenstock in seinem Besitz.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Das Primat der Spätmoderne heisst «Authentizität».

FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

Ich bin sehr gut integriert, Mitte dreissig, Schweizer Bürgerin mit kaufmännischer Lehre, leistungsbereit und einsatzfreudig, habe aber als Serbin mit der Namensendung «-ic» einen schweren Stand bei der Jobsuche. Ist es wirklich mein Name, der all die Absagen bewirkt, oder bin ich einfach nicht gut genug? J. M., Reinach

Sie haben das Gefühl, dass Sie trotz grosser Leistungsbereitschaft und Einsatzfreude, und ich nehme an, auch trotz grossen fachlichen Qualitäten, einen schweren Stand bei der Jobsuche haben. Sie vermuten, es könnte Ihr Name sein, der die Absagen bewirkt. Ob das stimmt, ist schwer zu sagen. Aber es würde sich lohnen, dies zu eruieren. Ich würde einmal das «-ic» als Ursache weglassen, weil dies natürlich die einfachste Begründung ist. Den Namen kann man nicht ändern, aber wenn man diesen



sofort als Grund für die Absagen sieht, so zieht man allfällige andere Ursachen nicht in Betracht. Vielleicht auch solche, die Sie ändern könnten.

Ich würde mal Ihre von Ihnen bezeichneten hervorragenden Eigenschaften wie Leistungsbereitschaft und Einsatzfreude, aber auch die fachlichen Qualitäten wie Zuverlässigkeit, Pflichtbewusstsein, Freundlichkeit und dergleichen mehr untersuchen. Vielleicht finden Sie beim einen oder ande-

ren Punkt doch einen Mangel, der ebenso ein Anstellungshindernis sein könnte. Man müsste es anhand von täglichen Bewerbungen untersuchen. Möglich ist auch, einen Dritten beizuziehen, der das vielleicht besser tun kann als Sie selbst.

Denn etwas vom Schwierigsten ist, sich selbst beurteilen zu müssen. Man steht sich dabei oft selbst im Wege.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Manuela Beer

Mit modernen Akzenten und strategischem Geschick hat die PKZ-Chefin das Modehaus wieder auf Wachstumskurs geführt.

Als sie die blumengeschmückte Terrasse der «Rôtisserie» im Hotel «Storchen» betritt, schauen die Leute von ihren Tellern auf: Manuela Beer gibt, wie man es von der Chefin eines Modehauses erwarten darf, eine tadellos elegante Erscheinung ab. Beim Treffen mit der *Weltwoche* trägt die PKZ-Geschäftsführerin ein farbenfrohes, grünstrahlendes Kleid des italienischen Labels Robert Friedman, darüber einen ungefütterten, zartrosa Blazer von Circolo.

Dieses Outfit, erklärt sie, liege ziemlich genau im Trend des Nach-Corona-Sommers 2021. «Nach den Schwierigkeiten des letzten Jahres suchen die Kunden das Positive!» Frohe Farben und Muster heisst das. Solche zeigen sich auch in der Vorspeise, die Küchenchef Stefan Jaeckel (ein Michelin-Stern, 17 Gault-Millau-Punkte) aufischt.

Klare Linien, viel Spielraum

PKZ – das letzte überlebende sozusagen unter den grossen Schweizer Modehäusern. Schild kam 2015 zu Herren Globus. Und Herren Globus gab letztes Jahr bekannt, *out of business* zu gehen. Dagegen steht PKZ zunehmend solide auf verschiedensten Standbeinen: Filial- und Online-Präsenz, Herren- und Damenmode, stilistische Vielfalt von klassisch bis hip. Und sogar etliche eigene Marken und Kollektionen.

Seit fast sieben Jahren leitet Manuela Beer PKZ. Der damalige Patron des Familienunternehmens, Philippe Olivier Burger, hatte sie beim Konkurrenten Globus abgeworben. Man kannte sich bereits. «Die Schweizer Modewelt ist klein», sagt Beer. Die Mission der HSG-Ökonomin lautete, dem Traditionsunternehmen eine neue, zukunftsfähige Strategie zu geben. «Im engen Austausch mit der Eigentümerfamilie definierten wir dann 80 Prozent der neuen Strategie», erzählt sie. Die verbleibenden 20 Prozent wurden an einem grossen Kadertag mit den Mitarbeitern besprochen und festgelegt. Ein Vorgehen, das typisch ist für die Firmenchefin: klare eigene Li-

nien, aber mit viel Spielraum für andere Ideen, wenn sie gut sind.

Manuela Beer widerstand der Versuchung, alles über den Haufen zu werfen. Vielmehr entschied sie sich, die bewährten Prinzipien von PKZ zu modernisieren und wieder schärfer zu definieren. Es fallen Schlagworte wie «passion for fashion», «Kundennähe» und «die emotionale Freude an schöner Mode mit den Kunden teilen».



Leuchtende Farben: Managerin Beer.

Unter Manuela Beer ist PKZ moderner, nahbarer und persönlicher geworden. Es kommt schon einmal vor, dass sie selbst eine halbe Stunde lang mit einem Kunden telefoniert oder eine Kunden-E-Mail persönlich beantwortet. Zur Dienstleistung für den Kunden gehört auch die Beratung in den Filialen, bis hin zu *personal shopper*-Erlebnissen. Während andere Modehäuser Filialen schlossen, kamen bei PKZ neue dazu. Mit Erfolg: Bereits 2017 war der Turnaround geschafft. Trotz dem

harten Verdrängungsmarkt verzeichnete das Unternehmen moderat steigende Umsätze; bis zur pandemiebedingten Vollbremsung. Für Manuela Beer zeigt das: Mit dem richtigen Angebot und der richtigen Kundenkommunikation kann man auch als klassisches Filialgeschäft erfolgreich sein. «Zurzeit suchen wir Standorte in Schaffhausen und Solothurn.»

Weg vom Schlabber-Look

Ihr wichtigstes Anliegen derzeit ist, möglichst rasch wieder vom Krisen- in den Chancen-Modus zu kommen! Als Familienunternehmen sei PKZ auf der einen Seite unternehmerisch und wendig genug, um neue Chancen zu erkennen, und auf der anderen Seite stabil genug, um auf Langfristigkeit zu setzen. «Gerade eine neue Strategie, wie wir sie vor ein paar Jahren entwickelt haben, braucht Zeit, um ihre Wirkung zu entfalten.» Ihr Eindruck sei es, dass derzeit noch zu viele Firmen zu sehr auf den Rückspiegel fixiert seien. Manche glaubten, dass Home-Office und Schlabberlook eine neue Normalität abbildeten. «Ich sehe das anders: Chice Mode wird wieder sehr gefragt sein!»

Auch unternehmerisch hat Manuela Beer bereits wieder den Turbo eingeschaltet und einen, wie sie es nennt, «Chancenplan» ausgearbeitet. Ein wichtiger Bestandteil davon ist die Eröffnung neuer Filialen, aber auch Investitionen ins Online-Geschäft und in die Logistik. Der Online-Shop von PKZ hat kürzlich die Gewinnschwelle überschritten. Und in Zukunft wird PKZ von Urdorf aus die ganze Logistik selbst betreiben.

Nur wenige Gehminuten vom Hotel «Storchen» entfernt hat PKZ an der Löwenstrasse kürzlich eine neue Herren-Filiale in Betrieb genommen, unmittelbar nach dem Ende des Lockdowns. Auf 1400 Quadratmetern. Die Zukunft kann kommen – in leuchtenden Farben.

Florian Schwab

Das neue entzückende Leben des Rolf Sachs

Der Schweizer Künstler und Erbe mit Zweitwohnsitz in St. Moritz ist von London nach Rom gezogen. Weshalb? Es hat mit einem alten Haus und einer jüngeren Prinzessin zu tun.

Mark van Huisseling

Was zieht man an für ein kleines Abendessen bei einer Prinzessin und Urenkelin von Vittorio Emanuele III., dem letzten König Italiens? Eine Brille mit dickem Rahmen aus dunklem Horn, einen fast bodenlangen Kaftan, keine Socken und Babuschen statt Schuhen. Jedenfalls wenn man Rolf Sachs ist und Co-Gastgeber der «schönsten europäischen Adeligen» (Bunte.de), Prinzessin Mafalda von Hessen.

Strassennamen und Hausnummern sind was für Mieter oder Menschen mit Hypotheken. «Wie heisst das Haus?», fragt man in der Annahme, wer jemand ist, lebe entsprechend. Antwort: «Villa Polissena.» Ein Haus mit Namen plus Wikipedia-Eintrag («Ist ein italienischer Palast . . . erbaut 1926 . . . ein Hochzeitsgeschenk von Vittorio Emanuele III. an seine Tochter und deren Mann Philipp von Hessen»). Wem das zu kompliziert ist, die Adresse lautet Via Mafalda di Savoia 6, Roma. «Sind Sie sicher?», fragte der Uber-Fahrer.

Maler in der Seele

Wie viele Gründe braucht es, um am späteren Nachmittag des Lebens, wie man sagt, aus der Stadt, in der man zwanzig Jahre lang lebte, zu ziehen? Einen – *cherchez la femme* (und in einem Haus mit Namen, ach was: einem Palast zu wohnen, ist ebenfalls in Ordnung). Also verliess Sachs London, nachdem er sich von seiner Frau Maryam Banihashem getrennt hatte; die in Teheran Aufgewachsene und er waren fast dreissig Jahre verheiratet, haben drei erwachsene Kinder, zwei Söhne und eine Tochter. Seit 2015 ist er mit Mafalda von Hessen zusammen (ihr Grossvater war Philipp von Hessen; die Grossmutter Mafalda von Savoyen, die die Villa Polissena im Norden der Ewigen Stadt zur Hochzeit geschenkt bekam, wurde 1944 im KZ Buchenwald umgebracht).

«Hier geht es mir prächtig, und ich wüte in meinem neuen Studio, es geht für mich jetzt erst kreativ richtig los, [ich] befinde mich an einem guten Punkt. Vielleicht sehen wir uns einmal in Rom», schrieb er mir.

Sein Studio liegt nahe von Vatikanstadt. Es gibt dort eine Menge Werke von ihm zu sehen

– einen Esstisch etwa, dessen Platte ein auf das Vielfache vergrössertes deutsches Autobahn-Verkehrsschild ist. Oder einen Monobloc-Stuhl, das Billigsitzmöbel, das auf der ganzen Welt Verbreitung findet, aus Kevlar, einem superstabilen und hochwertigen Kunststoff, allerdings. An den Wänden respektive in schmalen, hintereinander angebrachten Kästen hängt abstrakte Malerei, einige Bilder sind fertig, manche noch *in the making*.

Es sieht sehr eingerichtet aus, als arbeite er seit Jahren dort, doch er zog erst vor kurzem in die ehemalige Autogarage. Eine Beschränkung auf das, was «Kernkompetenz» oder «Fokus» genannt wird und Galeristen von Künstlern verlangen, weil es ihr Werk verkäuflich

«Und nun sehe ich es ganz langfristig. Ich habe eine Reife erreicht, das ist gut.»

macht, ist schwer zu finden. Er habe seit seinen Anfängen eine breite Interessenspalette, erwidert er. Das Neue habe ihn immer interessiert – zuerst Design, dann Fotografie. «Aber irgendwie zieht einen das Leben weiter.» Typischer Designer wollte er nie sein – «zu viel Auseinandersetzung mit dem Material» –, obwohl ihn Möbel, «dieses Stiefkind von Architektur

und Kunst», immer schon interessierten. Dann wandte er sich Skulpturen zu. «Doch bald habe ich erkannt, dass ich in der Seele Künstler bin, und zwar Maler.»

Rolf Sachs ist 65 und Schweizer, er kam in Lausanne zur Welt, besuchte das Waadtländer Le-Rosey-Internat mit Wintercampus in Gstaad. Vater Gunter war der Industrieerbe, Fotograf und Kunstsammler; von 1966 bis 1969 war er mit Brigitte Bardot verheiratet, was seine Wahrnehmung als Gentleman – oder Playboy – seiner Zeit festigte. Inzwischen wird Rolf als «Clanchef» beschrieben. Worauf er entgegnet: «Ich bin bedacht darauf, alles zusammenzuhalten.» Es scheint zu gelingen – sein Verhältnis zur Ex-Frau, aber auch zur Witwe des Vaters, zu seinen beiden Halbgeschwistern (den Söhnen aus Gunters dritten Ehe) sowie zu den eigenen Kindern ist, soweit bekannt, ein gutes. Kommt dazu: Die Rechercheure der Zeitschrift *Bilanz* schätzten das Familienvermögen 2017 auf 450 Millionen Franken (höher als beim Tod seines Vaters vor zehn Jahren).

An *enchanted life*, ein entzückendes Leben, wie man in Kalifornien sagt, wo Sachs als junger Mann hinzog zum Studieren. Was er aber nicht lange tat, da man sich «mit 21 mehr für die *Meitli* interessiert als für Wirtschaftswissenschaften», sagt er.

Andererseits kann man nicht in fremde Leben sehen, und auch einer, der es von aussen betrachtet leicht hat, schleppt vielleicht schweres Gepäck mit. Die Mutter, Gunters erste Frau, starb, als Rolf dreijährig war. Die dritte Frau des Vaters, das schwedische Model Mirja, und Rolfs zweite Stiefmutter nach der Bardot erschien mir als Eiskönigin. Und dann der Vater, Pardon: Übervater, der 2011 nach beginnender Demenz sein Leben beendete, beziehungsweise dessen Schattenwurf – ich erinnere mich an mein erstes Gespräch mit Rolf zwecks Recherche für einen Artikel über St. Moritz, wo der Alte den «Palace»-Turm bewohnt hatte und der Junior das ehemalige Olympiastadion der Spiele von 1928 zu seinem Wohnhaus umbauen liess. Er gab kenntnisvoll Auskunft. Um kurz darauf an-



Es ist nie zu spät: Prinzessin von Hessen.



«Ich bin bedacht darauf, alles zusammenzuhalten»: Künstler Sachs.

zurufen und seine Sätze zurückzuziehen. Weil in der Familie Sachs sein Vater für St. Moritz zuständig sei. Rolf war zu diesem Zeitpunkt zirka fünfzig und hatte einen guten Teil seines Lebens im Engadin zugebracht.

«Er bietet die Hardware, ich die Software»

Aus dem Olympiastadion wurde die Olympia-WG, Sachs gewährt Christian Jott Jenny dort seit acht Jahren Wohnrecht; Jenny, 42, ist Tenor, Schauspieler und Inhaber einer Firma mit Namen «Amt für Ideen», er gründete 2007 das Festival da Jazz in St. Moritz, heute beginnt die 15. Auflage. Dieses wäre möglicherweise nie entstanden respektive hätte nicht so lange bestanden ohne *a little help from* Rolf – er stellte das (bis zur Pandemie) für Konzerte genutzte private Bobbahn-Klubhaus des «Dracula's Ghost

Riders Club» zur Verfügung, Sachs ist Präsident des Vereins.

«Er bietet die Hardware, ich die Software», sagt Festival-Founder Jenny. Jazz per se sei zwar nicht Rolfs Welt, «aber die Improvisation, also die Essenz des Jazz, hat er inkarniert». Doch vor allem sei er St.-Moritz-Unterstützer und -Liebhaber, «viele haben keine Ahnung, was er unentgeltlich im Hintergrund alles für den Ort tut». Jenny hat eine Ahnung, er wurde 2019 zum Quereinsteiger-Gemeindepräsidenten gewählt. Ebenfalls *with a little help from* Rolf, darf man schreiben – den es wiederum nicht stören dürfte, einen Freund in der Via Maistra 12, dem Sitz der Gemeinde, zu haben.

«Wir sind beides fürchterliche Harmonisten: Wir streiten uns nie», sagt Jenny über die Männerfreundschaft. Wenn sie alleine in der

WG seien, funktionierten sie wie ein altes eingespieltes Ehepaar. So besahen war der Gemeindepräsident in jüngerer Vergangenheit oft Strohwitwer – Sachs verbringt zurzeit wenig Zeit in St. Moritz. Rom regiert sein Leben: Tage im neuen Studio, Nächte mit Mafalda von Hessen. Diese, nebenbei, kennt Graubünden ebenfalls – Schloss Tarasp war seit Anfang des 20. Jahrhunderts im Besitz der Familie von Hessen und bei Rhein, vor fünf Jahren verkauften die Erben des Hauses Hessen-Kassel den Untereingadiner Besitz an den Künstler Not Vital (für knapp acht Millionen Franken).

«Es ist schön, «ich liebe dich» auf Deutsch sagen zu können. Und zu hören», hat Mafalda einer Freundin mitgeteilt. Sie war zuvor mit drei Männern der feinen italienischen Gesellschaft verheiratet gewesen. Ihre Damen-Modelinie, mit der sie während einiger Jahre «alltagstauglichen Luxus» (Faz.net) anbot, gab sie vor kurzem auf. Jetzt genieße sie ihre Freiheit – die vier Kinder sind gross –, sagte sie mir, und hat wieder zu malen begonnen.

Im Studio von Sachs hängt eines ihrer Werke, ein Ölbild ihres Salons. Die Stile sind unterschiedlich – er ist der Expressionist, sie die Impressionistin –, in meinen Nichtkritikeraugen jedenfalls. Aber wen stört das? «RoMa», wie er Nachrichten unterzeichnet, jedenfalls nicht. «Ro» fühlt sich von «Ma» verstanden und umgekehrt, scheint es.

Die Anerkennung des eigenen Werks durch die Liebste/den Liebsten ist wichtig, ohne Zweifel. Doch auch die Aussenwelt sollte einen wahrnehmen und, idealerweise, gut finden, nicht wahr? Die Ammann Gallery vertritt Rolf Sachs seit langem, es gibt dort beispielsweise seine Arbeit «Camera in Motion» (Bilder aus der Rhätischen Bahn) oder Objekte seiner Schau «Typisch deutsch». Die Kölnerin Gabrielle Ammann verkauft allerdings hauptsächlich Designer. Hat Sachs für seine nun entstehenden Gemälde bereits einen passenden Repräsentanten? Ein solcher werde sich finden, sagt er. Als Künstler müsse man zwar an sich zweifeln – aber nicht ausschliesslich. «Ich war immer selbstkritisch, doch ich fühle mich zuversichtlich und gut, habe es im Bauch. Es ist fast absurd, so etwas zu sagen: Die Bilder werden in 25 Jahren in guten Häusern oder Museen hängen, *no bullshit*.»

65 + 25 = 90 Jahre. Schade. Oder? Natürlich wäre es besser gewesen, wenn er mit 28 zu malen angefangen hätte, sagt er. Doch er sei immer Spätzünder gewesen. «Und nun sehe ich es ganz langfristig. Ich habe eine Reife erreicht, das ist gut.» Er gibt Ralf Dahrendorf, den verstorbenen deutsch-britischen Denker und Politiker, wieder: «Everybody has an age», jedermann hat ein Alter. Seins sei 36, «das ist die Konstante in meinem Leben».

Es ist nie zu spät für ein neues entzückendes Leben, so sieht's aus.

I Löw You!

Trainer Joachim Löw mit Schmähesängen zu verabschieden, ist, wie das Dessert zu beschimpfen, weil es keine Geschmacksexplosion zaubert wie die getrüffelste Pasta zum Hauptgang.



Wann immer Karrieren zu Zeitpunkten enden, zu denen die grossen Triumphe bereits ein wenig Staub angesetzt und die Erinnerungen an bessere Zeiten die Hoffnung auf eine glorreichere Zukunft abgelöst haben, sind Kritiker sofort zur Stelle: Berauscht von der eigenen Genialität, lassen sie noch während des Abspanns ihre Hände über die Keyboards gleiten, als spielten sie Maurice Ravel's «Gaspard de la nuit» – auf der Bühne des Palais Garnier in Paris. Berufsechauffierte Tastaturhelden der Social-Media-Kommentarspalten genauso wie die autoerotischen Selbstbeweihräucherungskolumnisten der Feuilletons, in denen literarische Spitzfindigkeit zuweilen mit der Lust am wortreichen Zerstören verwechselt wird. Ganz vorne dabei im Plattitüden-Bingo der Abgesangs-Armada sind Volksweisheiten wie «Er hatte seinen Zenit überschritten», «den richtigen Zeitpunkt verpasst» und, natürlich, die Champions League banaler Gemeinplätze: «Man soll aufhören, wenn es am schönsten ist.»

Gegenwärtig erlebt Joachim Löw dieses Phänomen. Nach fünfzehn Jahren als Bundestrainer verabschiedet sich der Weltmeister-Coach mit den Empfehlungen einer desaströsen WM 2018 und einer, freundlich formuliert, durchwachsenen Europameisterschaft. Da hilft es auch nicht, am Spielfeldrand über die Jahre stets überwiegend sympathisch gewirkt zu haben, so wie auch der Name. Die Kurzform «Jogi» hat etwas Beruhigendes. Etwas beinahe Esoterisches. Ein Jogi lässt sich nicht anstecken von der Hektik des leistungsfanatischen Milliarden-geschäfts Profi-Fussball. Ein Jogi blieb meist ruhig und gelassen. Baden und Buddha sind da gar nicht so weit auseinander. Ob es an seinen Zen-Fähigkeiten lag, bleibt unüberliefert. Totale Emotionalität wie bei Jürgen Klopp liegt ihm genauso fern wie weinerliche Dramatik. Viel-

leicht machte es das erträglicher im Auge des Kritik-Taifuns.

Denn zumindest rund um die Turniere bestehen wir als Volk der Besserwisser traditionell aus achtzig Millionen Bundestrainern. Nun sind Aufstellung und Taktik keine Demokratie. Sonst liefen wir wahrscheinlich mit sechs Stürmern auf, und hinten sorgte Franz Beckenbauer für Ordnung. Es zeigt jedoch die Emotionalität, die aus einer Mischung aus Stolz, sportlichem Ehrgeiz und Patriotismus erwachsen kann. Eine Wucht, die sogar Politiker in dieser Intensität nur selten zu spüren bekommen. Was eigentlich ein wenig schade ist, denn Fussball gilt ja als schönste Nebensache der Welt. Politik hingegen ... aber na ja, ich komme vom Thema ab: Jogi Löw.

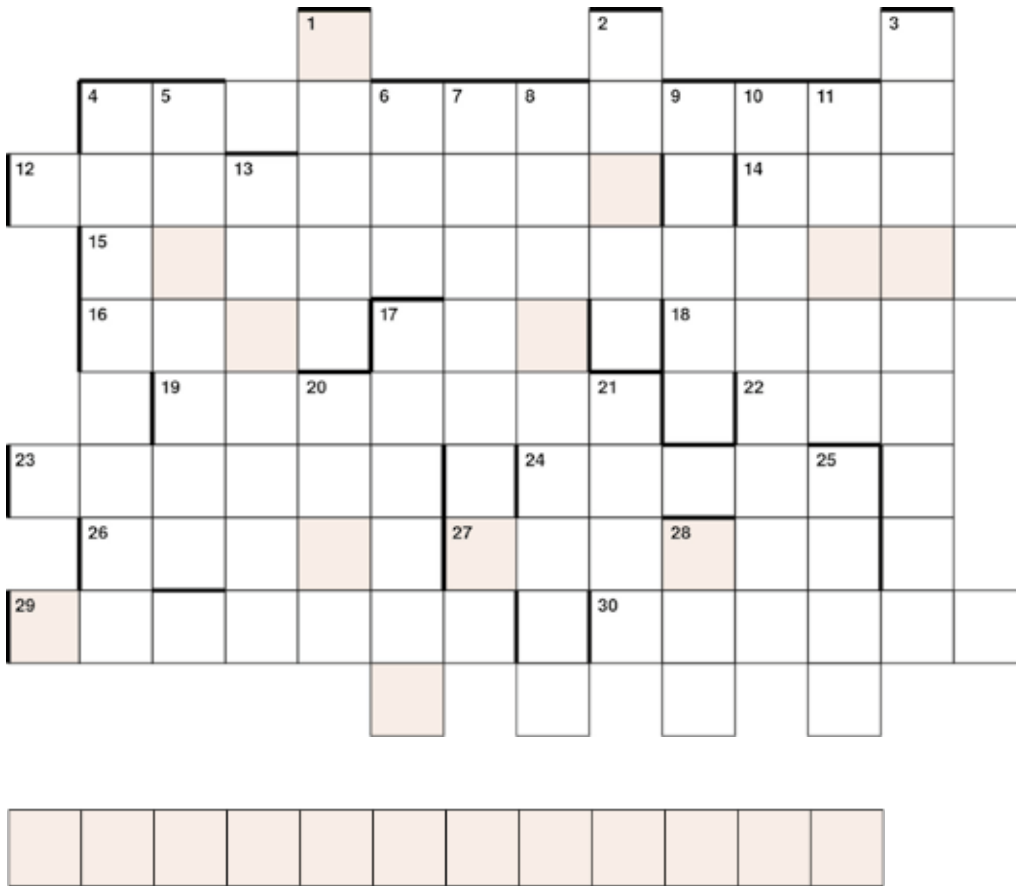
Diesen Sommer haben junge Menschen ihren Schulabschluss gemacht, die nie einen anderen Bundestrainer gekannt haben als ihn. Ganzen Spielergenerationen geht es genauso. Selbst das Schicksal der Polit-Bundestrainerin, Angela Merkel, verlief zeitlich nahezu deckungsgleich. Auch sie hinterlässt ihr Land in etwa so wie Löw seine Mannschaft: nicht unbedingt in Bestform. Wäre es also besser für Löw gewesen, «aufzuhören, wenn es am schönsten ist»? 2014, nach dem Weltmeistertitel? Markierte die legendäre Nacht in Rio diesen oft postulierten, sieben Jahre später überschrittenen Zenit?

Ein weiterer Meilenstein der nach unten offenen Binsen-Skala lautet: «Hinterher ist man immer klüger.» Es mag zutreffen, dass Löw's Vermächtnis uns noch grösser vorkäme, hätte er sich 2014 mit dem WM-Pokal im Gepäck in die Privatwirtschaft verabschiedet und eines der lukrativen Angebote verschiedener Top-Klubs angenommen, die sich nur zu gerne mit einem Weltmeister-Trainer geschmückt hätten. Je-

doch, auch wenn FDP-Politiker Christian Lindner das womöglich ungern hört, hier hat es der Markt nicht geregelt. Hier schlug die Emotion den Geldbeutel. Jedenfalls, wenn man fussballromantisch veranlagt ist. Als Bundestrainer wird man zwar nicht so absurd hoch vergütet wie etwa beim Cheftrainerposten von Real Madrid – grosse existenzielle Sorgen treiben Jogi Löw indessen auch nicht um. Dazu gilt der Nationaltrainerposten als weniger stressig im Vergleich zum täglichen Druck im Vereinsfussball. Daraus abzuleiten, 2014 wäre der perfekte Abschiedsmoment gewesen, halte ich gleichwohl für falsch. Ein Gesetz, auf dem vermeintlichen Höhepunkt abdanken zu müssen, hätte fatale Auswirkungen. Die Beatles hätten sich nach «Sgt. Pepper's Lonely Hearts Club Band» bereits 1967 verabschiedet. Steven Spielberg hätte nach dem 1993er Welt-erfolg «Jurassic Parc» sein Wirken eingestellt. Perlen wie «Hey Jude» oder «All You Need Is Love» sowie «Schindler's List» oder «Saving Private Ryan» hätten nie das Licht der Welt erblickt.

Nicht nur deswegen finde ich, Jogi Löw hat uns einige unserer schönsten Fussballmomente gegeben. Ihn heute mit Schmähesängen zu verabschieden, weil er nicht Europameister wurde, ist ein bisschen so, als würde man das Dessert beschimpfen, weil es keine Geschmacksexplosion auf den Gaumen zaubert wie die getrüffelste Pasta im Hauptgang. Insgesamt sollten wir uns mehr darauf konzentrieren, was die Zukunft an positiven Veränderungen bringen kann, als darauf, was wir vermeintlich verpasst haben könnten. Daher, lieber Jogi Löw: Vielen Dank und mach es gut! «You'll never walk alone».

Marie von den Benken arbeitet als Model, Autorin und Influencerin (Instagram: @regendelfin) und lebt in Hamburg, Berlin und Paris. Sie ist Mitglied der SPD.



Lösungswort — Misslicherweise die Turnhallenwand

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 4 Ist eigentlich zerebrovaskulärer Natur, bei tötlichen Cholerikern jedoch nicht nur. 12 Der fremde Doppelgänger, ein doppelgänger, wird inzwischen auch hierzuland erkannt. 14 Darin hockt vielleicht ein Mecki oder sitzt ein Knacki. 15 Je länger einer daran zieht, desto kürzer wird einer. 16 Voll der Trigger für den loup-garou! 17 Ein einheimischer Eisbärenclub. 18 Kommando zu etwas, was vermutlich die wenigsten auf Kommando können. 19 Am Mississippifluss liegt die Gracelandstadt. 22 Fast leere Flimmerröhre mit Glüher im schweren Flimmerkasten von früher. 23 Unterhalb Deutschlands höchster Spitze liegt die pittoreske Pfütze. 24 Vom Streuner zum Astronauten! – Eine wahre Pionierin der behund..., ähm, bemannten Raumfahrt. 26 Le chef-lieu dal chantun Grischun. 27 Schau, der gelbe Holländer im roten Mantel mit (s)einer vornehmen Frau! 29 Rütteln und schütteln bis die «Mixung» stimmt. 30 Über seine Brücke, heute eine nasse Strasse, kamen wohl die Indianer in den alten Wilden Westen.

Senkrecht — 1 Damit, unter anderm einer aus Flandern, versucht einer, eine «Auseinandernetzung» zu *entfachen*. 2 Man knete für das Kneten einmal naked gut durch. 3 Zumindest wörtlich eine weitgehend brünstige Form zwischenmenschlicher Kommunikation. 4 Was, augenblicklich, geradewegs steht, steht erst wie folgt, dann stet. 5 Eine kleine Frage an den kurz zuvor Befragten hatte der Gefragte jeweils dann doch noch. 6 Allsommerlich wird diese Wiese zur Weide. 7 Auf- bis überschäumend strudeln und sprudeln. 8 Solche stellen welche bar dar. 9 Die Hamming-Distanz zwischen Toleranz und Arroganz. 10 Sein Haupttakt bewilligt gedanken- oder billigt bedenkenlos. 11 Das verkehrt aufgestellte Gestell wird nichtsdestotrotz als Hortort benutzt. 13 Sucht Antworten auf Fragen wie was Körper – nicht Chinesen! – in Gesprächen so sagen. 17 Die kommen zum Glück nicht wie ein Bumerang zurück. 20 Prudence die Französin ist die der Porzellankiste. 21 Der Schwedenkonzern produzierte bis vor einem Jahrzehnt auch Schwedenöfen. 25 Etwa was denn da so klasse klingt, wenn ein klasse Solist klassisch solo singt. 28 Für einen wie den Julio einer wie der julio.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 724



Waagrecht — 5 TORDIFFERENZ 11 ZOE-LIBATAERE 14 UDO Jürgens: aus «Mit 66 Jahren» 15 ILEITIS 16 SCHEIN 17 REAKTIV: Anagramm von «Akt Vier» 18 Hermann HESSE: aus «Der Steppenwolf» 19 CIRCA 21 SC(ART) 22 PICI: Pastasorte 24 HM 25 PASCH: bei Würfelspielen 28 PATHOS 29 Clinton EASTWOOD 30 DIENER: Anagramm von «Dreien» 31 GIS: erhöhtes g 32 (SC)ART: europäischer (EN = Europäische Norm) Audio- und Videostecker-Standard

Senkrecht — 1 ERLOESCHEN 2 BIBINE: franz. Gesöff (v.a. alkoholisch) 3 AFTER-IMAGE: engl. Nachbild 4 KRETA 5 [TOUCH]PAD 6 (BI)OEDHEIT 7 DIVISION 8 FALSCHER Freunde 9 ERIKA: aus dem gleichnamigen Marsch von Herms Niel 10 Sich ein Ei ins NEST legen = sich zum Horst/lächerlich machen (Redensarten) 12 AIER: span. gestern 13 PSICHO: Thriller von Alfred Hitchcock 20 CATS: Musical von Andrew Lloyd Webber 23 ESEL 25 PSI(cho): griech. Buchstabe, sieht aus wie eine Gabel. 26 Die Anfangsbuchstaben der Wörter in der Frage ergeben SWAG (jugendsprachl. Modeausdruck). 27 COR: lat. Herz/Gefühl

Lösungswort — **KOFFERDECKEL**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

Die Weltwoche schaut
hinter die Fassade.
A Plus reinigt sie.



0844 802 166
aplus.ch